

Dehn und Polizeimeister Voß; am 1. März: Zollsekretär von Rothkirch u. Panthen; am 13. März: Regierungsarzt Dr. Schmidt, Sekretär Duster und Werkmeister Hünke.

Mit Heimaturlaub sind in Deutschland eingetroffen: Bezirksamtmann Mezger, Leutnant von Reußell, Bureauvorstand Heß, die Sekretäre Schmedo und Madregle, kommiss. Sekretär Kehler, Bezirkslandwirt Hünjeler, die Stationsassistenten Mude, Ottens und Schulz, Polizeimeister Rinkef.

Deutsch-Südwestafrika.

Bauingenieur Sinke †.

Nach einer telegraphischen Meldung des Kaiserlichen Gouverneurs ist der Bauingenieur Heinrich Sinke an Diphtheritis verstorben.

Die Ausreise hat am 13. April angetreten: Inspektionsoffizier v. Boitowsky-Wiedau.

Die Wiederausreise haben am 11. April angetreten: Hafenmeister Hellwig und Lokomotivführer Borjch.

Mit Heimaturlaub sind in Deutschland eingetroffen: Regierungsbaumeister Lohje, Distriktschef Rechnungsrat Lauterbach, Sekretär Härter,

Regierungslehrer Bonn, Zollaufseher Behufe, Magazinaufseher Ohlsen, Gerichtsassistent Walter und Polizeiwachtmeister Weitzthal.

Deutsch-Neuguinea.

Die Ausreise nach dem Schutzgebiet hat am 21. April angetreten: Polizeimeister Stöber.

Im Schutzgebiet sind eingetroffen: am 7. Februar: Polizeimeister Konradt und Bureaugehilfe Klessling; am 16. Februar: die Polizeimeister Panik und Häner; am 27. Februar: Techniker 2. Klasse Hammer.

Samoa.

Im Schutzgebiet ist am 30. Dezember eingetroffen: Vernehmungsassistent Arendt.

Mit Heimaturlaub sind in Deutschland eingetroffen: Regierungslandmesser Haidlen und Regierungslehrer Eßer.

Die Ausreise bzw. Wiederausreise nach dem Schutzgebiet haben angetreten: am 24. Februar: Zollsekretär Berking und Lehrer Hörning; am 24. März: Gouvernementssekretär Mars, Kriminalwachtmeister Schön und Gefangenenaufseher Heine; am 21. April: Landmesser Pfeiffer.

Nichtamtlicher Teil

Nachrichten aus den deutschen Schutzgebieten.

(Abdruck der Nachrichten vollständig oder teilweise nur mit Quellenangabe gestattet.)

Deutsch-Ostafrika.

Der Gesamthandel Deutsch-Ostafrikas 1913.*)

Nach den vorläufigen Feststellungen beträgt der Wert des Außenhandels des Schutzgebiets Deutsch-Ostafrika im Kalenderjahr 1913 rund 88,9 Millionen Mark gegen 81,7 Millionen Mark im Jahre 1912.

Der Wert der Einfuhr beträgt 53,4 Millionen Mark gegen 50,3 Millionen Mark, der Wert der Ausfuhr 35,5 Millionen Mark gegen 31,4 Millionen Mark im Vorjahre.

Kamerun.

Eine Bereisung der Tschadseeländer.

Bericht des landwirtschaftlichen Sachverständigen Dr. Wolf.

(Mit einer Kartenkizze.)

1. Reiseweg. Der Reiseweg ist, soweit er im Garua-Bezirk liegt, gemeinsam mit dem Residenten von Garua festgelegt worden. Dementsprechend folgte ich der englischen Grenze durch die von Fulbes besiedelten

Gebiete und ließ das zentrale Gebirgsland wegen der noch vor kurzer Zeit im Wabi-Seiden-Gebiet stattgehabten Unruhen unberührt. In der Residentur (Mufferi) blieb ich ebenfalls in der Nähe der Westgrenze, da das weiter östlich gelegene Zentralgebiet, wie weiter unten geschildert, ein wirtschaftlich ziemlich gleichmäßiges Land ist, das aber von dem Grenzlande ziemlich erheblich abweicht. Von Bulgo aus durchzogene ich das Gulfei-Zulnatat über Kafate bis Gumeri, um hier an den Schari zu stoßen, wovon ich aber wegen der Tsetsefliegen-Abtönd nehmen mußte. Ich wandte mich daher südlich und erreichte über Bulfi Gulfei an Schari, von wo ich mit dem Stamm eines Abtönder flussabwärts nach Bumbama machte, um das Uferland dieses Stromes kennen zu lernen, dessen wirtschaftliche Verhältnisse durch die Tsetseverbreitung beeinflusst sein mußten. Nach Gulfei zurückgekehrt, marschierte ich südwestlich über Kafate in das Gebiet des Ferkli-Wodens, das Überflutungsgebiet des Zentrums der Tschadseeländer, um dann östlich umbiegend über Tile, Huluf nach Mufferi zu gelangen. Nach Rücksprache mit dem dortigen Residenten, bzw. dem derzeitigen Stellvertreter, welcher mir die Verhältnisse an der Straße nach Djilbe, landeinwärts, als konform mit dem vorher von Kafate aus bereiteten Gebiete schilderte, folgte ich dem Uferland des Logone flussaufwärts bis Inale und durchquerte dann das Überflutungsgebiet in ziemlich gerader Richtung auf Wafa, um auch von diesem ein unfaßlicheres Bild zu bekommen. Der Weitermarsch nach Mora

* Vgl. „D. Kol. M.“ 1913, Nr. 8, S. 358.

*) Die Residentur ist jetzt nach Mora verlegt.



ollte mit den Anschluß an die nördlich führende Route geben, ich beabsichtigte dann über Marua wieder östlich an den Lagonen in das Gebiet der Mungum-Seiden zu marschieren. Da ich aber in Wora die Nachricht vom Einlegen der Regenzeit in Garua erhielt, reiste ich über Marua auf direktem Wege nach Pitoua, da der dort inzwischen eingetroffene landwirtschaftliche Missionar mit den einschlägigen Verhältnissen unbesamt war und ich daher glaubte, ihm die Befreiungsarbeiten auf Grund bloßer schriftlicher Anweisung nicht überlassen zu dürfen.

Nach Beendigung dieser Arbeiten plante ich die Fortsetzung der unterbrochenen Reise und habe daher diesen Bericht hinausgeschoben, um ein abgeschlossenes Bild geben zu können. Die Beratung des Oberleitnants Düring hat mich aber von dieser Absicht Abstand nehmen lassen mit Rücksicht auf die damals einliegenden schwierigen Märzverhältnisse in dem wasserreichen Vougor-Gebiet, sowie wegen der durch den hohen Graswuchs sehr erschwereten Beurteilung der Bodenbeschaffenheit, welche die mir zur Verfügung stehenden kurzen Zeit für die zu treffenden Reisedispositionen besonders schwer ins Gewicht fallen mußte.

Ich sehe im vorliegenden Berichte von der Schilderung der innerhalb des Bezirkes der Residentur Garua gemauerten Enbride ab, da dieser Teil der Reise so grundsätzlich verschiedene Verhältnisse zeigte, daß die Schilderung besser gemeinsam mit derjenigen Mittel-Vannans geschieht, mit dem jene Gebiete geologisch und wirtschaftlich zusammengehören.*)

2. Bodenverhältnisse. Die Bodenverhältnisse des von mir bereisten Teils der Schandjeeländer sind dank ihrer gleichartigen Entstehung außerordentlich einfach. Mit Bezug darauf kann man das Gesamtgebiet in drei Teile teilen. Und zwar erheben sich das Zentrum des Bezirkes, zweitens in das Meerand des Lagonen bzw. Schari und drittens in das Meerand des Jadaram.

Es gehört ferner noch das Gebiet des Mandara-Lufthans dazu. Das dem Mandara-Gebirge nördlich vorgelagerte Land ist aber dem entsprechenden Teile des Marua-Vannids, also am Osthang der Gebirge, sehr ähnlich und muß zusammen mit diesem betrachtet werden. Und die weiteren, ebenen Flächen, welche an das Zentrum der Schandjeeländer grenzen, können gemeinsam mit den Niederungen bei Siga und Turu, ebenfalls dem Meerand des Jadaram zugeordnet werden.

Das Zentrum der Schandjeeländer nimmt in seiner Ausdehnung die weitem die größte Fläche ein. Es wird charakterisiert durch einen sehr humosen und tiefgründigen, fruchtbareren Boden, den sogenannten „Fertiboden.“*) (Der Baumwollbau in den Deutschen Schutzgebieten, seine Entwicklung seit dem Jahre 1910“, S. 6, Fischer, 1914 veröffentlicht worden.)

*) Näheres über die „Ferti“ (oder „Fikli“) Böden siehe bei Marquardsen in „Mit. a. d. D. Schutzgeb.“ XVIII (1905) S. 341 f.; ferner „D. Kol. W.“ 1914, Nr. 5, S. 192 f.

lichen Fertiboden, aber auch in großem Umfang auf reinen Fertiboden, beweisen ausgedehnte Weiden aus Gummi-Akazien, daß diese schwarzen, ebenen Flächen auch Leben zu geben vermögen. Der Fertiboden ist in der Trockenzeit bis auf große Tiefe ausgehörrt. Bis 10 cm und mehr breite Risse durchziehen ihn nach allen Seiten, die Oberfläche in fleinharte Quader spaltend, welche für Weiderei nur auf Kuhpfaden einigermassen passierbar sind, wo der Reib des Verkehres diese Quader in wasserunfähige Stücke zerbricht und mit diesen die größten Spalten ausgefüllt hat. Diese fleinharten Meste der Bodenkruste bilden aber ihrerseits unter den Strahlen der steigenden Sonne eine Laal für Mensch und Tier und machen den obigen Nutzen teilweise wieder zunichte. Das Grundwasser ist dort der sich tief hinabziehenden Bodenrinne bis auf große Tiefe gesunken. Und der Eingeborene ist gezwungen, seinen Wasserbedarf aus bis 10 m und mehr tiefen Brunnen zu holen, aus denen er es mit an Stricken befestigten und in einen Strohring gesponnenen feinen Eimern aus Rinderhaut mühsam heraufholt. Es gibt Strecken, wo es in der Trockenzeit dreitägigen Wanderns bedarf, um wieder an eine Siedlung von Wasserläufe zu gelangen, wie z. B. von Antelaha nach Vama.

Zwischen dieses entmutigenden Bildes in der Trockenzeit gibt es nun einzelne Lichtpunkte. Das sind die Flächen, welche in der Nähe der in dieser Zeit nur als flache Mulden kenntlichen, auf den Marken als Flüsse eingetragenen Arme auch zur Trockenzeit Pflanzenwuchs erzeugen. Man findet dann in der Richtung dieser Wasserläufe einzelne Wasserstellen, welche am Ende der Trockenzeit zwar zu schmaligen Tümpeln werden, in deren Vertief auf der Grundwasserstand so hoch steigt, daß sich trotz einer Temperatur von 40 und mehr Grad und trotz sehr großer Lufttrockenheit eine Grasvegetation zu entwickeln vermag, die den großen Rinderherden der Schari und den nach Hunderten zählenden Widruden die Grundlage der Erziehung bietet. Diese ganz und gar nicht in das allgemeine Bild hineinpassenden Oasen jenseit den Marken sind zuerst in Urkennungen, da die an diesen Stellen zu beobachtenden Höhenunterschiede gegen die bereits geschichteten vegetationslosen Flächen außerordentlich gering sind. Wohl sind es flache Mulden, aber — wie schon oben dargelegt — ist der Grundwasserstand adernoch so tief, daß man kaum auf die Annahme verfallen kann, das hier vorhandene Wasser als gutartige Grundwasser anzusprechen. Diese Mulden stehen wohl in Verbindung mit den ständigen Wasserläufen, welche ihnen in der Trockenzeit unterirdisch den Ertrag des verdunstenden Wassers liefern und so den Fortbestand der Tümpel garantieren. Die in den Marken eingekreimeten Wasserläufe kennzeichnen ungefähr die Lage dieser Teiche zueinander, die in der alles gleich machenden Regenzeit verschwinden und bei Ausgang dieser Periode vielleicht für kurze Dauer als Flußläufe anzusprechen sind. Sie können aber keine starke Gewichtsbilgkeit besitzen, da ich an den oberen Lagen keine Eroision feststellen konnte, was bei diesen leicht abschlämmbaren Böden ausfallen muß.

Das ist das Bild der Trockenzeit. Die Regenzeit bietet an Überfluß, was jene zu wenig hat. Sind durch die ersten Regenschläge die Bodenrinne zugeeillt und sowie die Oberflächchen von Wasser gesättigt, dann ist der Boden für weitere Niederschläge schwer durchlässig; diese vermehren daher nur den unpassierbaren Schlamm, bis beim Einlegen der stärkeren Niederschläge eine weite Wasserfläche alles bedeckt. Aus ihr ragen die kleinen Hügel mit ihren Steilungen wie Inseln heraus, so daß der Verkehr nur mit Hilfe von



Stamm möglich ist, die man in der Trockenzeit, in ihre Teile zerlegt, in den Räumen innerhalb der Dörfer hängen sieht. So löst ein Extrem das andere ab.

Künftig verschiedenes hervor sind nun die Verhältnisse in den beiden anderen, oben gekennzeichneten Teilen der Tschadbeckenländer. Die Uferländer der Flüsse ragen aus diesen eben gezeichneten Niederungen hervor und bilden so in einer Breite von etwa ein bis zwei Tagereisen langgestreckte Niden, deren Boden aus Transportprodukten der Wasserläufe entstanden ist. Folgen wir dem Laufe des Schari von Kufferi ab, wo er die Wassermaßen des Logone aufgenommen hat, dann sehen wir, daß sich dieser Niden außerordentlich verbreitert. Er nimmt dann die ganze Ausdehnung des zwischen Schari und seinem Arm, dem Lemstale bzw. Gbeji, liegenden Dreiecks ein.

Der Boden im Uferland des Logone und Schari wechselt zwischen schwerem und sandigem Lehm- bis Sandboden, doch ist der erstgenannte vorherrschend. In dem eben gekennzeichneten Landdreieck hat das Land manchenorts einen schwach welligen Charakter, dessen Höhenunterschiede sich aber nur um ein paar Meter bewegen. In den Senken steht in der Regenzeit das Wasser bzw. fließt es zum Tschadsee ab. Da sie größtenteils mit dem Schari in Verbindung stehen, kann man sie in dieser Zeit als Flüsse ansprechen, welche teilweise erhebliche Wassermaßen befördern müssen, wie die starke Erosion an manchen dieser Läufe zeigt. Die breiteren dieser Senken weisen teilweise den Ferkiboden des Zentralgebietes auf. Die Niden, welche jene an Ausdehnung bei weitem überreffen, zeigen sandigen Lehm- bis Sandboden, welcher stellenweise sehr leicht ist, wie z. B. auf der Strecke Wafate—Gumeri, wo ich ihn als Flugland ansprechen konnte, und ähnlich auf den Weitermärschen von Gumeri nach Waki, wo nur regenreiche Jahre erisgroßen Versuch ermöglichen. Abweichend von dieser ziemlich gleichartigen Beschaffenheit verhält sich ein schmaler Landstreifen längs des Tschadsee-Ufers. Wir finden hier nämlich einen außerordentlich milden, humosen, sandigen Lehmboden, dessen Nährstoffkapital ein ganz bedeutendes zu sein scheint, da die Baumwoll- und Bohnenfarmen der Eingeborenen ein ganz ausgezeichnetes Aussehen zeigen. Leider ist dieser stompfer sehr beschränkt. Seine Breite wird manchenorts 1 km überschreiten, größtenteils aber bedeutend weniger betragen, so daß man ihm nur rein lokale Bedeutung beimessen darf.

Der dritte Teil des Bezirkes, das Uferland des Nadjeram, weist die schlechtesten Bodenverhältnisse auf. Lehmiger Sand- bis Sandboden sind die hier hauptsächlich herrschenden Verhältnisse, abgesehen von einzelnen Senken, welche schweren Lehm- bis Tonboden, auch Ferkiboden aufweisen, im übrigen aber an Ausdehnung weit hinter den leichteren Böden zurückstehen. In einem etwa ein bis zwei Tagemärsche breiten Streifen zieht sich dieser Niden am Nadjeram hin, bis einem kleinen Tagemarsch vor Diloa, wo der Ferkiboden des Zentralgebietes fast an die Grenze herantritt. Diloa selbst liegt auf dem anderen Ufer des Flusses wieder auf reinem Sandboden. Von Wama an südlich nach Jijga und Dure sowie in dem westlich von diesem gelegenen, auf der Karte als weicher Fleck erscheinenden Gebiete, ferner von Jijga östlich an der Grenze des Mandara- und des Diloa-Sultanats ist der Boden wieder besser. Die Wirtschaften der in jenen Orten sitzenden Völkern sind vielseitiger als nördlich am Nadjeram. Der sandige Lehmboden, der allerdings auch stellenweise von größeren Überschwemmungs- und unterbrochen wird, lohnt den Mornanbau besser.

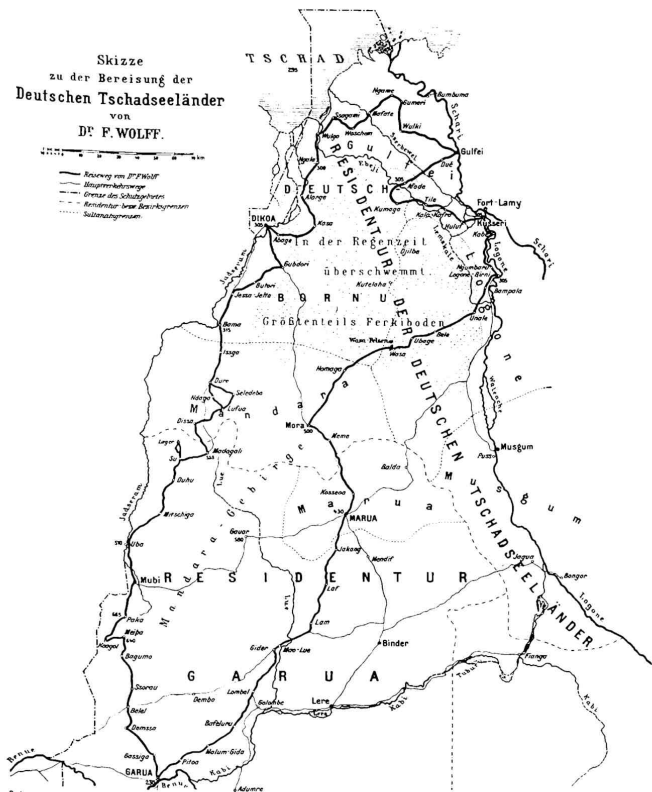
Betrachten wir die so geschilderten Gebiete nun auch noch mit Rücksicht auf ihre Entstehung. Die ungemeine Gleichmäßigkeit der Bodenverhältnisse, die ebene, schichtenweise Lagerung, die Feinrindigkeit, die Steinlosigkeit, die Ähnlichkeit des Ferkibodens mit einem schweren, humosen Flußsilt, die geringen Höhenunterschiede des Gesamtgebietes, welches mit einer ganz schwachen Neigung nach dem Tschad hin abfällt, alles zusammengenommen weist darauf hin, daß wir das Land als früher zum Tschadbecken gehörig anzusehen haben. Infolge Abnahme der atmosphärischen Niederschläge, welche die Eingeborenen überall als Tatsache hinstellen, und bei der enormen Wasserabgabe durch die Verdunstung hat sich der Tschad immer mehr zurückgezogen. Eine allgemeine Hebung des Geländes kann man nicht annehmen, da diese sicher nicht so gleichmäßig vonstatten gegangen wäre, wie es die orographischen Verhältnisse des Landes voraussetzen verlangen. Die Wasser der Flüsse sind dem Tschad bei seinem Rückzuge natürlich gefolgt, bei dem geringen Gefälle an ihren Ufern einen Damms aus ihren Transportprodukten aufstühend, dem wir die Entstehung der Uferländer zu danken haben. Von Kufferi abwärts, nachdem der Schari den vorher selbständigen Logone mit seinen Wassermaßen in sich aufgenommen, hat das Scharidelta infolge Ablagerung von Schluffen vor seiner Mündung sowie infolge des geringen Gefalles die Wassermaßen beider Flüsse in der Regenzeit nicht mehr so faßbar vermocht. Eine große Deltabildung, dessen einer Hauptarm der Lemstale ist, war die Folge. Und so entspann sich den Sedimenten der Deltaarme aus dem früheren Tschadbeckenboden, dem Ferkiboden, das zwischen Schari und Lemstale liegende, oben näher gekennzeichnete Geländedreieck. Als einen Beweis für diese Deutung der Deltabildung darf man auch den dem Tschadseeufer als schmalen Streifen folgenden fruchtbarsten Boden bei Bulga und Siganmi ansehen, wie ich ihn oben näher beschrieben habe. Er ist zu betrachten als das Gemenge von Tschadbecksedimenten, welche in den alljährlichen Überschwemmungen des Sees aufgelagert werden, mit den von den Flüssen herangezogenen schweren Ablagerungsprodukten, die hier noch nicht die Oberhand erreicht haben. Mit der Zeit wird dieser Streifen dem zurückweichenden Tschad immer mehr folgen und durch die weitere Auflagerung der Lehm- und Sandmassen aus den Flüssen bzw. dem jetzt diese Gebiete noch regelmäßig überschwemmenden Tschad, sondern dem übrigen Deltaalande werden. Man könnte einwenden, daß die Art der Bildung dann die Entstehung des zentralen Gebietes mit seinem größtenteils reinen Ferkiboden verhindert haben würde, und wir dort überall eine mit dem Scharidelta gleichartige Bodenbeschaffenheit vorliegen haben müßten. Aber bei der früheren Ausdehnung des Tschadsees, als er noch an die Ausläufer des Mandaragebietes heranreichte, nahmen die hier in Betracht kommenden Flüsse nicht, wie jetzt, einen bedeutenden Teil seiner Uferausdehnung ein, sondern hatten nur einen räumlich beschränkten Einfluß auf die damalige enorme Uferausdehnung und konnten daher nur in der Nachbarschaft ihrer Mündung die Bodenbildung direkt beeinflussen. Auf gleiche Weise sind auch die flachen Niden entstanden, die sich vom Fuße der Mandaraberge in das Gebiet des Ferkibodens hinein erstrecken, auf deren Höhen z. B. die Wege Mora—Kufferi und Mora—Waja liegen.

Wißt man die Richtigkeit dieser Deutung der Entstehung des Landes zu, dann ist die Erklärung der Bodenbeschaffenheit einfach. Den Ferkiboden des zentralen Gebietes haben wir dann als den reinen Tschadseegrund anzusehen. Er ist ent-

Skizze
zu der Bereisung der
Deutschen Tschadseeländer
VON
DR. F. WOLFF.



- Reisezug von Dr. F. Wolff
- Hauptverkehrswege
- - - Grenze des Schutzgebietes
- - - Reichsleiter- bzw. Bezirkskommunen
- Sultanatgrenzen



standen aus den leichtest abschlämmbaren Flußsedimenten, welche nur innerhalb der tieferen und ruhigen Wassermaßen des gewaltigen Seebekens zur Ablagerung gelangen konnten. Sie werden eingerahmt bzw. überlagert von den Absatzprodukten der Flüsse, die in schnellerem Laufe abfließt, aus den schwerer abschlämmbaren Teilen, bis zum reinen Sand bestehen. Dazu sind dann noch spätere Lagerungen gekommen, welche die Wasserbewegung innerhalb des Seebekens hervorgerufen hat.

3. Klimatisches. Über das Klima des Landes lassen sich präzisere Angaben infolge Fehlens langjähriger Beobachtungen nicht machen. Aus den vorliegenden zweijährigen Regenmessungen in Kufferi läßt sich ersehen, daß die Niederschlagsmengen sich auf ungefähr 600 mm pro Jahr belaufen und auf die Monate Mai bis September so verteilt sind, daß Juli und August den Hauptprozentsatz erhalten. Die Jahressumme als solche betrachtet ist außerordentlich gering. In Deutschland hält man 600 mm Niederschlag im Jahre für das mittlere, zu einem geüblichen Ackerbau erforderliche Maß bei Verteilung der Regen über das ganze Jahr, und zwar derart, daß die Hauptwachstumsmonate den Vorrang haben. Das ist der Fall bei durchschnittlichen mittleren Jahrestemperaturen von 8 bis 10° C. Ziehen wir aber die hohen Temperaturen des Äquatorialklimas und die geringe Luftfeuchtigkeit mit zur Beurteilung heran, so muß die Niederschlagsmenge den Ackerbau als ausgeschlossen erscheinen lassen. Aber dank dem Umstande, daß sich die Regen auf einige Monate konzentrieren, ist der Ackerbau von gewissen Gewächsen auf den besseren Böden ganz gut möglich. Auf leichteren Böden allerdings sind Jahre mit wenig Regen Hungerjahre für die Bevölkerung, was den Beweis erbringt, daß die hier vorliegenden klimatischen Verhältnisse nicht weit von dem Extrem entfernt sind, welches den Ackerbau vollständig ausschließt. In der Tat sind solche Verhältnisse auf den meisten Böden des westlichen Grenzstreifens nicht sehr selten; die Nahrungsvorfrage des Eingeborenen ist auch schon insofern darauf zugeschnitten, als er für schlechte Jahre als selbst eiskernen Bestand die Früchte wild wachsender Pflanzen, z. B. der „Kakumie“ (kan), „Cassia“ (kan), eine wilde Grasart, und schließlich den in diesen Gebieten vorkommenden wilden Reis mit großer Sorgfalt einammelt. Die Ernte des letzteren könnte man auch als Folge der Trägheit des Eingeborenen ansehen, die ihn lieber den wein auch schlechteren, aber ihm ohne Arbeit zuwachsenden Wildling abernten als selbst Reisfarmen anlegen läßt. Daß diese Fürsorge aber in der Tat dem Verzehrerbedürfnis gegen Missetaten entspricht, geht daraus hervor, daß die Früchte der „Kakumie“ einen entsetzlich harzigen Geschmack besitzen und daher auch von den Eingeborenen direkt als Hungerfrüchte bezeichnet werden.

4. Wirtschaft der Eingeborenen. Soweit es in Anbetracht der vorgezeichneten Trockenzeit möglich war, habe ich versucht, Hinterlagen über die Wirtschaft der Eingeborenen zu gewinnen. Das Missetrauen der Leute gegen jedes einbringliche Fragen des Europäers, besonders nach diesen ihrer Meinung nach uns ganz fernliegenden Sachen, das nach ihrer Ansicht nur zum Zweck ihrer Ausbeutung Wert besitzt, mag mir manchen Streich gespielt haben. Im allgemeinen glaube ich aber, daß die den folgenden Ausführungen zugrunde liegenden Erhebungen wegen ihrer Übereinstimmung in den gleichartigen Gebieten auf Richtigkeit Anspruch machen dürfen.

Dabei will oben das fragliche Gebiet mit Rücksicht auf seine Bodenverhältnisse in drei Teile geteilt, so läßt sich eine solche Trennung auch mit Rücksicht auf

die angebauten Früchte durchführen. Naturgemäß kann eine solche Einteilung nicht scharfe Grenzen besitzen. Die verschiedenen Rassen folgen zwar wegen ihrer unterschiedlichen Ansprüche an den Boden dieselben Beschaffenheit. Wie aber dieser in seinen verschiedenen Schattierungen keine geschlossene Figur bildet, sondern mit Armen und Einflüssen die in andere getrennte Gebiete hinein erstreckt, so findet man manchenorts Gewächse, die ihren Ansprüchen und dem durchschnittlichen Charakter des Bodens nicht zu entsprechen sind. Ferner treten bei einer solchen Einteilung die Grenzen nicht so hervor, da z. B. Produkte mit hohen Ansprüchen an den Boden (z. B. Mais), wenn sie Lieblingspflanzen darstellen, mit größerer Sorgfalt auf kleinen, quadratmetergroßen Flächen in der Nähe der Hütte, gebüht mit allem Abfall des Hauses, gebaut werden, auch auf Böden, die ihre Anwesenheit sonst nicht erwarten lassen. Bei der Erhebung gibt der Eingeborene daher die Früchte als vorhanden an, ohne daß man dann weiter ins Land wäre, den Umfang durch Erfragen festzustellen, da alle Fragen über Mengen und Wert bei dem gewöhnlichen Volk auf ein geringes Verständnis und dann auch auf Mißtrauen stoßen. Dieser Umstand tritt am meisten hervor bei dem Schma, dem nomadisch-wandernden Viehzüchter dieser Gebiete. Daß er Vieh besitzt, kann er nicht betreiten. Die Frage nach dem Umfang einer Herde begegnet aber zuerst einem Schweigen oder vorgeblichen Nichtwissen, bei energischer Auseinandersetzung dieses nicht haltbaren Standpunktes aber einer offensbaren Lüge, die man allerdings nur selten berichtigen kann.

Die Früchte der Eingeborenen lassen sich einteilen in:

1. Hauptnahrungspflanzen.
 2. Gemüße und sonstige Weigaben zur Hauptnahrung.
 3. Genußpflanzen bzw. Reizpflanzen, Gewürze.
 4. Stammespflanzen gewerblicher Naturprodukte.
- Zu den erkrankenen gehören die verschiedenen Hirsearten, Reis, Mais, Sorghum, Bohnen, Erdbohnen und Erbsen, Knollenfrüchte.

Vertreter der zweiten Art sind die verschiedenen Kalebassen; der Kürbisfrüchte, eine große Anzahl Blattgewächse wie Gemüßpflanzen, Tomaten usw.

Zur dritten Art gehören Tabak, Zwiebeln, Pfeffer, Weizen, zur vierten Baumwolle, Indigo, die Baupflanze »Gaba« (sul).

Ich gehe hier in der Hauptsache nur auf die Angehörigen der ersten, dritten und vierten Kategorie ein, da sie für die Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse ausschlaggebend sind.

Die Hauptnahrungspflanzen sind nicht mannigfaltig. Es sind das in erster Linie die verschiedenen Hirse-Arten, wie sie von *Fesca* zusammenfassend genannt werden. Wir haben hierbei zu unterscheiden zwischen Sorghum- und Pennisetum-Hirse, und bei der ersteren wieder zwischen Regenzeit- und Trockenzeitformen.

Die Regenzeitformen der Durrah lassen sich wieder je nach Vegetationsdauer und Bodenansprüchen in zwei Hauptgruppen trennen.

Daneben würde eine schematische Übersicht*) wie folgt lauten:

- I. Sorghum-Hirse (Durrah).
- | | |
|---------------------|-----------------------|
| A. Regenzeitformen. | B. Trockenzeitformen. |
| a) Baieri (sul.) | a) Musguari (sul.) |
| b) Jigari (sul.) | b) Lige (kan.) |

*) Dr. Wolff hat auf seinen Reisen von den hier erwähnten Sorghum-Hirschen und Pennisetum-

II. Pennisetum-Hirse (Kolbenhirse).

A. Jadir (ful.) B. Muri (ful.)

Von diesen eingetragenen Gruppen gibt es nun noch eine große Anzahl Varietäten. Wenn Jigari z. B. habe ich allein in Mittel-Bambara siebenzehn verschiedene Sorten festgestellt.

Von den Regenzeitformen des Durra-Korns wird das „Jigari“ bestellt, sobald die niedergegangenen Regen einigermaßen ausreichende Bodenfeuchtigkeit gewährleisten, und zwar auf mittleren bis leichten Böden. Das „Bajeri“ dagegen erfordert besseren Boden, der ihm sogar nicht zu schwer sein kann, und mehr Feuchtigkeit zur erfolgreichen Keimung, so daß man mit seiner Saat bis zum Eintreffen der stärkeren Niederschläge im Juni wartet. Seine Entwicklungszeit ist ein wenig längere als die des „Jigari“. Während dieses häufig schon geschnitten wird, wenn noch einzelne Niederschläge das Ende der Regenzeit hinanschieben, liegt die Ernte jenes Korns im Dezember, also etwa zwei Monate später. Auf schwereren Böden, wo die ganze Entwicklung der Pflanze massiger ist und infolge höheren Grundwasserstandes die Bodenfeuchtigkeit nicht so schnell zu tief sinkt, wie z. B. in den Niederungen des Rao bei Wei-Waba ist die Entwicklungsdauer noch länger; so habe ich gerade hier noch im Januar weite Flächen mit Korn bestanden gefunden. Das ist auch der Grund, weshalb diese Form in den Tschaobieländern nur in geringer Ausdehnung geerntet wird; denn die kurze Regenzeit mit ihren geringen Niederschlägen reicht auf den leichteren Böden für sie nicht aus.

Die Trockenzeitform, das sogenannte „Musquari“, bildet vielerorts beinahe die einzige Haupternte, wenn man von den wenigen anderen Früchten geringen

Umfanges absetzt. Sie ist sogar unter den extremen Verhältnissen des Festlandes an manchen Stellen die Frucht, deren Vorhandensein einzig und allein die Existenz der Ziedler ermöglicht, da die Ackerbewirtschaftungen zu hoch und für andere Früchte geeignete Flächen größeren Umfangs nicht vorhanden sind. Das „Musquari“ beansprucht nun schwerere Lehmb- und Tonböden, dessen Ertrag mit dem Summgehalt wächst. Zu diesen Böden, der, in der Regenzeit überflutet, eine weite Wasserfläche oder unergründlichen Sumpf bildet, pflanzt der Eingeborene die 20–30 cm hohen Musquari-Bläuen, welche einen Monat vorher auf besonderen Saatbeeten und auf anderen Böden ausgesät wurden, sobald das Wasser so weit zurückgetreten ist, daß die Flächen gut passierbar sind. Er stößt dann mit einem etwa 1,5 m langen und etwa 8 cm dicken, angepflanzten Pflanzstod ein Loch in die Erde, legt die Pflanzlinge nicht gerade sehr bestaunend ein, ohne das Pflanzloch mit Krume zu füllen, da diese auf dem leicht verkrustenden Boden nicht vorhanden ist. Statt dessen folgt ihm ein Weid mit einer Stalabelle Wasser, das jedes Pflanzloch mit Wasser ausfüllt. Da das Wasser in dem schwereren Boden nicht verdunstet kann, bietet es bis zu seiner Verdunstung dem Pflanzling die erste Existenzmöglichkeit und erleichtert gleichzeitig durch Aufweichen der umgebenden Bodenteile den Wurzeln das Eindringen in den ohne Wasser sofort erhärtenden Boden. Ist dieser Punkt überwunden, dann ist der Fortbestand der Pflanze bei ihrer Fähigkeit gesichert, abgesehen von einzelnen wenigen Gefahren. Ihre Vegetationszeit ist kurz, etwa 4–5 Monate, die Bearbeitung sehr geringfügig, da nach einer Hade in dem dann schon stark verkrusteten Boden bei absolutem Regenmangel kein Unkraut mehr aufzu-

finden Bestimmungsmaterial gesammelt, das durch die Botanische Zentralstelle für die Kolonien wie folgt bestimmt wurde:

- A. Yigari, Sorghum-Hirschen, die, im Anfang der Regenzeit gepflanzt und Ende der Regenzeit geerntet, mit leichteren Böden vorliebnehmen.
- a. Sorghum-Hirschen aus dem Gebiete der Fallib-Beiden.
 1. Tilburu, gutes Speise- Andropogon sorghum (L.) foru Brot. var. tilburu Pilger nov. var.
 2. To Unnai Vorliegendes Material nicht bestimmbar.
 3. Weiwei Desgl.
 4. Ngongsang Desgl.
 5. Sanik-Banai Desgl.
 6. Sahe, Hauptzubereitung zur Durra-Bierbereitung } A. s. var. rubro violaceus Pilger nov. var.
 7. Nimmangi, das beste Korn für Speisezwecke } A. s. var. fuscus Pilger nov. var.
 8. Balal A. s. var. concolor Pilger nov. var. forma densa.
 9. Takbosi ?
 10. Tobullenji, gutes Speise- A. s. var. solutus. foru
- b. Sorghum-Hirschen, welche als Füllsaat-Korn bezeichnet werden.
 1. Langiri oder Bajumari, soll das beste Korn der Yigari-Sorten sein Andropogon sorghum (L.) Brot. var. concolor Pilger nov. var. forma elongata.
 2. Schindiri, hat 2 Körner nebeneinander im Ähren A. s. var. dicarpa Pilger nov. var.

3. Gite Gertogal, süße A. s. var. gigarensis Pilger Mornari, deren Stengel nov. var. forma compacta. hat Zuderrohr gegeben wird
4. Sibal, gutes Korn zur A. s. var. gigarensis Pilger Mehlbereitung; auch nov. var. forma versicolor. diese Stengel werden als Zuderrohr gegeben
5. Denky-poler A. s. var. gigarensis Pilger nov. var. forma rubicunda.
6. Lameri; verträgt kein A. s. var. concolor Pilger langes Lageru, da das Mehl sonst nicht mehr gut wird
7. Sibhe; gutes Korn; be- A. s. var. densissimus sonders viel bei Rubi; Pilger nov. var. die Stengel werden als Zuderrohr gegeben

Nr. 6 und 7 werden leicht von Käsefäule zertruffen.

B. Bajeri, Sorghum-Hirschen, welche schweren Boden verlangen, Anfang bis Mitte der Regenzeit gepflanzt und etwa zwei Monate nach Beginn der Trockenzeit geerntet werden.

a. Bajeri (auf der Versuchstation in Pitoua gebaut).

1. Bajeri bodéris (Notes Baiari). Die verschiedenen Formen entstammen alle der besonders als Ausgangsform bezeichneten Art. Die Sorten sollen je nach Bodenbeschaffenheit variieren. Andropogon sorghum (L.) Brot. var. ovulifer Hack. verschiedene Farbtönen.



kommen vermag. Die Bestellung ist auf dem alljährlich überfluteten und dadurch geeigneten Boden ständig auf demselben Plage möglich, neue Ackerarbeiten sind überflüssig. Die Kultur des Musguari ist daher sehr beliebt, zumal da die Erträge, noch Regen gewissermaßen unabhängig, verhältnismäßig sicher sind. Das Musguari-Feld und das Eigentum an ihm wird daher auch mit Sorgfalt gegen fremde Ansprüche geschützt. Stehendgeliebene Grasbüschel bezeichnen die Grenzen der verschiedenen Besitzern gehörigen Felder.

Von der stolzen Pennisetumhirse unterscheidet man zwei Formen, „Zadiri“ und „Muri“ (ful.). Beide lieben leichteren Boden, doch sind die Ansprüche des letzteren ein wenig größer. Mit kürzerer Vegetationszeit verlangen diese beiden mehr als die anderen trockenes Wetter in der Blüte. Sie werden daher erst in der Mitte der Regenzeit bestellt. Ihre Kultur ist dadurch sicherer. Ihre Ernte fällt kurz vor die Variet-Ernte.

Die bei den Regenzeitformen aufgeführte Sorgsum-Form „Kige“, unterscheidet sich vor allem dadurch vom Musguari, daß sie nur 1—1½ m hoch wird, eine noch kürzere Vegetationsdauer besitzt und mit geringerm Boden vorlieb nimmt, der aber auch überflutet werden muß. Einormer Schaden durch Vogelfraß macht ihre Kultur jedoch unbeliebt.

Die anderen Körnerfrüchte treten hier gegen die beiprodukten zurück. Das sind ihrer Bedeutung nach in diesen Gebieten Reis, Reis, Sesam, Weizen. Von Reis und Sesam habe ich zwei verschiedene Formen feststellen können.

- 2. Daneri ballo ssolede f. A. s. var. ovulifer Hack., (Weißes Korn mit Storn weiß, Spelze schwarzen Spelzen)
 - 3. Ssanerari A. s. var. ovulifer Hack., Körner gelblich.
 - 4. Kilhuri A. s. var. ovulifer Hack., Körner glänzend weißlich, Spelzen braunschwarz.
 - 5. Depari hoderi A. s. var. lateraria Pilger nov. var.
 - 6. Depari daneri A. s. var. elegans Keke., dicke reiche Form.
- b. Bajeri (aus dem Lamidat Tingere).
- 1. Anjiki Mb. (kleines Storn) Andropogon sorghum (L.) Brot. var. elegans Keke., dicke, lange Rispe, Körner grauweiß.
 - 2. Angong Mb. (Männer-Storn) A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger. Körner wachsgelb, Spelzen hell.
 - 3. Mangwike Mb. (Weiber-Storn) A. s. var. elegans Keke. Sehr dicke Form, Körner klein, gelblich.

C. Yadiri (von der Verjudungsstation in Pitou). Die Kategorien A und B umfassen das sogenannte „Yigari“.

Die eigentliche Hirse Pennisetum americanum wird Mitte Regenzeit gepflanzt und Anfang der Trockenzeit geerntet. Wobenanprüche mittel bis gering.

D. Musguari (die Trockenzeitform der Durrah).

- 1. Dalassi, 4 verschiedene Formen, die je nach Andropogon sorghum (L.) Brot. var. Kerstingianus

(Eine zu den Gräsern gehörige Stornart*) „Sergari“ (ful.) wird hier nur ganz vereinzelt kultiviert. Sie besitzt ein ganz kleines Storn, welches nach den beiden beobachteten Varietäten schwarz oder gelb ist.

Von großer Bedeutung für die Ernährung sind dann die Fett und Eiweiß liefernden Leguminosen. Die Bohnenart „Abebe“ kommt in drei verschiedenfarbigen Varietäten vor; die Erbsbohne „Dopi“ (ful.) in zwei Formen und ebenso die Erdnüsse „Brigi“ (ful.). „Abebe“ ist eine am Boden weite Ranken treibende Bohnenart, deren Hülsen, der deutschen Bohne ähnlich, eine langgestreckte, aber mehr runde Form hat.

Die beiden Varietäten der Erbsbohne unterscheiden sich ebenfalls durch die Farbe, dann aber auch durch die Vegetationszeit. Während die schwarze zwei Monate nach Beginn der Regenzeit gepflanzt wird, hat die verschieden gefärbte, seltene Varietät ihre Saatzeit am Anfang der Regenzeit.

Erdnüsse kommen ebenfalls in zwei durch die Farbe unterschiedenen Formen vor. Sie gehören zu den beliebtesten Nahrungsmitteln und werden überall dort, wo der ihnen zugehörige jährliche, also leichtere Boden vorhanden ist, in ausgedehntem Maße kultiviert. Ihre kurze Vegetationszeit ermöglicht mehrmalige Bestellung während der Regenzeit, zumal auch die Blüte nicht sehr empfindlich gegen Regen zu sein scheint.

Von den Gemüsen hat besonderes Interesse hier nur die Tomate, da sie mit Hilfe der mühsamen künstlichen Bewässerung gebaut wird. Es kommen zwei verschiedene Varietäten vor, unterschieden durch Größe und Form.

Bodenverhältnissen aus der Saat der anderen entziehen können. Guttes Speisefloren	Busse et Pilger. Zweifarben verschieden.
2. Barku danejum (Weißes Buchu)	A. s. var. elegans Keke. Rispe ziemlich dicht, Körner fastweiß.
3. Barku bodejum (Notés Buchu)	A. s. var. versicolor Pilger nov. var.
4. Sakatasare (aufdeutsch: „Entferne Dein Haus“)	A. s. var. lactus Pilger nov. var.
5. Badjode Schnare (auf deutsch: „Hoden des Schnars“)	A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger. Rispe sehr dicht.
6. Tallari (durch den Mann „Zalla“ aus Wortum eingeleitet)	A. s. var. lucidus Pilger nov. var.
7. Muri, sehr gutes Speisefloren (auf deutsch: „Rimm Jucker in den Mund zum Auflösen ohne zu beißen“)	A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger. Körner wachsig, schwefelgelb, Spelzen schwarzlich.
8. Gaderi balva soloveri (Gaderi mit schwarzen Spelzen) gutes Speisefloren nach Entfernung der äußeren Haut	A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger. Form mit schwarzlichen Spelzen.
9. Majeri, kürzlich aus Marua importiert	Andropogon sorghum (L.) Brot. var. lucidus Pilger forma straminea.
10. Bagulori, gutes Speisefloren	?
11. Tsonderi (kleines Storn), gutes Speisefloren	A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger.
12. Demgal kobari (Antilopen-Zunge)	A. s. var. Kerstingianus Busse et Pilger.
13. Gaderi suturi (Gaderi mit Wannen).	?

* Die botanische Bestimmung steht noch aus.



Von den Reis- und Getreidepflanzen ist der Tabak zu erwähnen. Er wird aber in den Indischen Ländern nicht in dem Umfange kultiviert wie z. B. bei den Weiden und auch bei den Arabes Mittel-Adamons. Das ist wohl in der Hauptsache auf das geringe Bedürfnis zurückzuführen, denn der harte Eingeborenenstab würde hier sicher auch noch seine Ertragsbedingungen finden.

Von der Zwiebel kommen zwei Arten vor, nämlich die der heimischen Schalotte sehr ähnliche „Mugan-ladje“ (sul.), sowie eine große Art „Guda Gudami Lebassirwe“ (sun.)

Der Weizenbau ist nicht sehr ausgedehnt. Weizen dient nur den sehr Wohlhabenden als Nahrungsmittel. In Bulgo wurde mir berichtet, daß sämtlicher dort produzierter Weizen vom Lamido in Oulfei angekauft würde.

Der in zwei, an ihrer verschiedenen Größe leicht zu unterscheidenden Arten vorkommende Pfeffer, „seita manga“ und „seita pete“ (sul.), steht in einzelnen Exemplaren in den Höfen der Eingeborenen.

Das „Gaba“ (sul.) ist ein sehr wichtiger Wirtschaftspflanze, welcher beim Hausbau viel verwendet wird. Die etwa 1,5 bis 2 m hoch werdende, meistens unverzweigt wachsende Pflanze findet man meistens innerhalb der Hofanlage oder dicht an den Dörfern kultiviert. Sie kommt aber auch anderorts wild in großem Umfange auf den Überschwemmungsböden innerhalb der großen Summi-Waldbestände jener Gebiete vor.

Als letztes und wichtigstes Produkt haben wir dann die Baumwolle zu betrachten. Mit ihr zusammen kommt fast überall der Indigo vor, da das von den Eingeborenen gebaute Produkt in erster Linie selbstverwendet und zu Zeugen verarbeitet wird. Man findet nämlich die tiefen, meistens etwas abwärts von den Wohnungen gelegenen Färbeflächen fast überall, wo Baumwolle besteht, als Zeugen einer sehr entwickelten Hausindustrie.

Von der Baumwolle habe ich aufeinander drei verschiedene Arten**) feststellen können. Diese werden auch von den Eingeborenen dem Namen nach unterschieden:

1. Leno,
2. Kirzegoa danedjum,
3. „ bodejum.

Auch der Qualität nach macht der Negar Unterschiede. Die ersten beiden finden Verwendung zur Zeugfabrikation, wobei die Leno-Wolle aber die der „Kirzegoa danedjum“ an Länge und Güte der Faser überlegen soll. Die „Kirzegoa bodejum“ hat eine sehr rauhe, kurze, blauweiße und sehr feste Faser. Ihre Klauheit und Härte läßt sie als Material für die Weberei ungeeignet erscheinen. Sie wird daher nur zu Zwirn und stellenweise weiter zu Fischnetzen verarbeitet.

Die botanischen Merkmale der Unterscheidung sind kurz die folgenden:

Die erste und zweite Art haben kleine, wenig eingeschnittene Blätter gemeinsam. Während aber die erste an der Basis der gelben Blumentronkränkel im Gegensatz zur zweiten keinen roten Fleck zeigt, hat sie statt dessen an der Außenseite der Kronblätter einen schwach rötlichen Anflug.

Die Blätter der dritten Art sind sehr tief eingeschnitten, an der Basis dieser Lappen schmaler als in der Mitte, die Blumentrone ist vollkommen dunkelrot.

*) Botanisch noch nicht bestimmt.

**) Vgl. hierzu „Verzechnis des R. N. A.“ Nr. 6 (Leno, G. Fischer, 1914) S. 161.

Ich hatte zum Zwecke der botanischen Bestimmung von allen drei Sorten Herbarmaterial beschafft. Leider ist das bis Zifon gesammelte und von dort über Kuffei direkt nach Goria gesandte Material, auf dem Transport nach Mongor durch Wasser verdorben, das unter auch Material der Sorte „Kirzegoa danedjum“.

Betrachten wir nun die Kulturpflanzen bezüglich ihrer Verteilung über das fragliche Gebiet.

Das Zentrum des Gebietes ist mit seinem weitaus vorwiegenden Herbsboden das Land des „Musguari“. In der Tat konnte ich in der Nähe der Siedlungen auf den sonst fast von jeder Vegetation entblößten schwarzen Flächen die abgerieteten Kornhalme als einzige Zeugen von Kultur auf diesen Wäldern sehen. Erst auf dem sonst aufsteigenden Hange der wie Festungen aus diesen gleichartigen Wäldern herausragenden Dorf-Siegel findet man dann die anderen Früchte, welche auf dem sandigen Boden fortkommen. Vereinzelt kommt das Jigari vor, aber kein Baieri, Indiri und Muri. Man sieht daraus, daß die Musguari-Kultur verhältnismäßig sicher ist, sonst würde man das eine oder andere Korn als Sicherkeitsfaktor noch finden. Daß der Reis als überall vorhanden angesehen wurde, kann nicht verwundern, da, wie ich schon ausgeführt habe, seine Kultur mehr die eines Genüßmittels ist, welches in der Nähe des Hauses, mit allem Aufwand gebüht, gezogen wird. Die Leguminosen: Bohnen und Erdnüsse habe ich in diesen Gebieten nicht gefunden, während sie überall sofort wieder auftraten, wo andere Bodenverhältnisse erscheinen. Der nötige Bestandteil der Ernährung an Fett und Eiweiß wird ersetzt teils durch Fung bzw. Anlauf von Fischen von den weit in diesen Gebieten herumziehenden Wanderhändlern, teils durch die Jagd, welche in der Regenzeit, wo die Überschwemmung das ganze Bild in ungezählten Mengen auf den kleinen unbewohnten Sandinseln zusammendrängt, sehr leicht und ergiebig, leider aber mehr einem Schladten vergleichbar ist, bei dem sicher ohne Wahl niedergemetzelt wird, was gerade erreichbar.

Baumwolle und Indigo baut der Bewohner dieser Gegenden, soweit wie sie zum Ersatz der Kleidung nötig sind. Nur diejenigen Ortschaften machen eine Ausnahme, wo es eben ganz an geeignetem Boden fehlt. Man findet die Baumwollfelder auf den Flächen, welche noch vom Überschwemmungswasser erreicht, wo die Pflanzen aber nicht vollständig unter Wasser gesetzt werden. Da die Wasserverhältnisse in den einzelnen Jahren stark wechseln, so ist die Unsiherheit dieser Kultur groß; ich habe daher auch immer in diesen Gegenden hören können, daß man sich aus diesem Grunde auf das Notwendigste beschränkt.

Erwähne ich nun noch den manchenorts an den Rändern der Festgebiete und dort, wo die zu hohe Überschwemmung nicht das Pflanzenleben erreicht, vorkommenden wilden Reis und das als „Koffia“ oben angeführte Gras als Lieferanten von Nahrungsmitteln, so ist die Zahl der nutzbaren Früchte in diesen Gegenden erschöpft.

Vielseitiger gestalten sich die Verhältnisse in den Ufergebieten des westlichen Grenzflusses. Da Anslauer des Herbsbodens sind in diese Gebiete hinein erstreckt, finden wir hier teilweise dieselben Wirtschaftsverhältnisse wieder, zu denen hinzutritt, was durch die mannigfaltigeren Bodenverhältnisse ermöglicht wird. „Musguari“ tritt hier also stellenweise auch als Grundstoff der Wirtschaft auf, dazu finden wir den „Jigari“-Anbau überall in diesen Gebieten, deren leichter Boden für dieses sowohl wie für „Bairi“ und „Muri“ besonders geeignet ist. Das anpruchsvollere „Bairi“ finden wir daher hier nicht mehr, sondern

nur bis Jijiga hinauf. Reis ist auch hier überall vorhanden. Weizenbau habe ich nur bei Diloa festgestellt. Sesam sieht sich nur bis Jijiga. Das ist zum Teil auch wohl darauf zurückzuführen, daß die hier lebenden Heiden diese Kultur aus den Bergen mit heruntergebracht haben. Nach ihren eigenen Angaben sahen sie schon vor Nabesjs Zeiten in diesen Niederungen, sind vor diesem aber in die Berge entwichen, um nach seiner Vernichtung ihre ihnen lieb gewordenen Tige in Mdaqa, Durc, Jijiga wieder einzunehmen. Daß das „Baieri“ sich ebenfalls nur bis hierher findet, hat teilweise sicher auch seinen Grund darin.

Von Lfrüchten sind am Jadesirum Wohnen am meisten vertreten. Erdnüsse und Erdbohnen kommen auch überall vor, aber nicht in der großen Ausdehnung wie jene.

Zwiebelskultur ist an einzelnen Stellen, in Yama, Jessa-Jetta, Diloa vorhanden, wo tiefe Wasserlöcher während der Trockenzeit ständigen Wasserstand gewährleisten. Es sind das einige Senken, in denen auch der erforderliche schwere Boden vorhanden ist. Tabak findet sich vereinzelt.

Größere Bedeutung hat hier aber der Baumwollbau. Eine intensive Weberei und Färberei macht einen angenehmen Eindruck im Vergleich zu den sonst wenig erfreulichen Boden- und Wirtschaftsverhältnissen. Auf einem östlichen Anzfluge von Yama aus sah ich zum ersten Male ein zusammenhängendes Baumwollfeld von etwa 1 ha Größe, was sich von hier aus wiederholte. Die Produktion von Rohbaumwolle übersteigt hier bei weitem den eigenen Bedarf. Der lebhafte Handel mit dieser und mit fertigen Zeugen in Yama und Diloa, sowie die Ausfuhr nach Mora beweisen das. In dieser Kultur können wir wohl einen Ausglick gegenüber den schlechtesten Erträgen des Bodens im Stornbau sehen. Die regenarmen Jahre mit Missernten sind hier nicht selten. Die von dem einzelnen mit Korn bestellten Flächen sind, soweit ich feststellen konnte, trotzdem nicht größer als an Orten mit besseren Bodenverhältnissen. Es ist also wohl anzunehmen, daß — neben dem gerade hier häufig beobachteten Einsummeln von „Makusji“, also dem intensivsten Ausnutzen der wilden Nahrungspflanzen — der Ertrag aus Baumwollbau und Weberei zum Ausgleich des im Stornbau eventuell sich zeigenden Minderertrags herangezogen wird durch Anlauf von Korn aus den Zentren des Musquaribaus, denen ja die Baumwolle stellenweise fehlt.

So liegen die Verhältnisse bis Diloa hinauf. Von hier an wird das Gesicht der Eingeborenenwirtschaft wieder etwas anders, da sich der Ferkelboden des zentralen Gebiets hier näher an die Grenze heranzieht. Auf meinem Morische Waage—Masa—Morage habe ich nur reinen Ferkelboden angetroffen.

Gänzlich anders sind nun aber die Verhältnisse nördlich der als Grenze des Überschwemmungsgebietes eingetragenen Linie. Hier tritt der Ferkelboden in den Hintergrund. Der „Musquari“ Anbau wird daher hier in dem ganzen Gebiet nicht geübt. An seine Stelle treten „Yigati“, sobann „Puci“, also die Vertreter der leichteren Böden. Ferner bilden die hier in großen Längsengen vorkommenden wilden Gräser, Reis und „Paffia“, Stützen der Ernährung. Doch ist hier schon der Einfluß des Flußsystems des Schari und Logone mit seinem Fischreichtum zu merken, der auch in den in der Trockenzeit isoliert liegenden Wassermulden lebhaft ausgenutzt wird und für den Anlauf von Korn aus den Kornkammern des Zentralgebietes einen begehren Kaufmarkt darstellt. Die Wichtigkeit dieses Erwerbszweigs tritt besonders an den Ufern der beiden Flüsse Logone und Schari hervor. Obwohl der hier

an und für sich gute Boden, ein fruchtbarer sandiger Lehmboden, zu lebhaftem Ackerbau anfordert, ist der letztere auf das Mindestmaß beschränkt und die ganze Lebenshaltung auf den Fischfang zugeschnitten. Man kann es dem Eingeborenen nicht verdenken, wenn er den ihm von der Natur gebotenen Reichtum sich zuwende macht, der ihm verhältnismäßig leichtere die Existenzmittel bietet, die er sich sonst durch den mühsamen, von Bitterung, tierischen und sonstigen Schädlingen abhängigen Ackerbau erwerben müßte. Es ist bedauerlich, daß diese guten Flächen ihrer Bestimmung auf diese Weise entzogen werden, aber nicht nur vom Standpunkt des Eingeborenen verständlich.

Ein erfreuliches Bild bot die Ackerkultur in dem oben näher gekennzeichneten Mergelgebiet des Tschadsees zwischen Walgo und Sagami. Bei der geringen Erhebung über den Wasserpiegel des Tschadsees und seiner humoien, sandig lehmigen Beschaffenheit hat der Boden auf der Höhe der Trockenzeit noch so viel Feuchtigkeitsigkeit, daß eine ausgedehnte Kultur, besonders von Weizen und Baumwolle, ihn auf 20 und mehr Sektar großen, zusammenhängenden Flächen bedeckt. Daneben die Abjagen, welche der von seiner Überflutung dieser Mergelgebiete zurücktretende Tschadsee hinterläßt, sind diese Flächen von einer nicht geringen Fruchtbarkeit. Der Überfluß an Baumwolle macht natürlich besonders Eindruck. Und es ist zu verstehen, wenn jeder Reisende beim Anblick dieser Felder in seinem Tagebuche notiert: „Walgo ist das Land der Baumwolle“, und auf dieser Überzeugung das glänzende Bild einer zukünftigen Baumwollkultur der Eingeborenen aufbaut. Es ist mir auch so ergangen. Nachdem ich aber die Felder gesehen und gehört hatte, daß die Baumwolle bis siebenbürgisch kultiviert wird, sank meine Begeisterung doch gewaltig. Dazu kommt, daß nur ein schmaler Streifen Land diese vorzüglichen Bodenverhältnisse aufweist. Wo die Überschwemmungswasser des Tschad aufhören, da beginnt, einen eigentümlich unmerklichen Übergang zeigend, der leichtere Boden. Wir haben es hier also mit total eng begrenzten Ausnahmeverhältnissen zu tun, denen keinesfalls ein Einfluß auf die Beurteilung der anderen Gruppen, hier in Frage stehenden Gebiete einzuräumen ist. Der bezüglich des Baumwollbaues bei Walgo in manchen Perioden zum Ausdruck gefommene Optimismus muß daher ganz bedeutend gedämpft werden. Zu dem ganzen Gebiet des Schari-Deltas ist nämlich die Baumwollkultur nicht als eine vordringende Kultur zu bezeichnen, sondern eher als eine solche nachgeordneten Grades.

Walgo zeichnet sich ferner durch eine rege Bewässerungskultur von Zwiebeln, Weizen und Tomaten aus, welche an den hohen Ufern des Ubeji — zum Teil in Etagenbewässerung, d. h. mit zweimaligem Wehen des Wassers — mit den Schwemstoffen reichen Wassern dieses Flusses in ständiger Folge bebaut werden können. Diese Bewässerungskultur von Zwiebeln und Tomaten findet man auch in Mafate und Wofchem und sicher auch noch in anderen Orten, denen nicht austrocknende Arme des Schari das nötige Wasser während der Trockenzeit garantieren. Es ist nach all dem anderen läuzerlichen ein erfreulicher Anblick, wenn man diese gütnerischen Anlagen mit ihren kleinen, quadratischen, von etwa 20 cm hohen kleinen Dämmen eingeschlossenen, meistens nicht mehr als 1 qm großen Feldchen in großer Zahl nebeneinander liegen sieht. Die primitiven Beweiser, aus einem zweiarartigen drehbaren Webel bestehend, dessen kurzer Arm mit einer großen Lehmklumpen beschwert ist und dessen langer Arm die an einen Strid oder leinstem Stecken befindliche schöpfernde Kalabaffe trägt, sind wahrhaft geringe Hilfsmittel für die Beförderung der nötigen



großen Wassermengen, aber bei dem zur Verfügung stehenden Material bewundenswerte Produkte der Eingeborenentätigkeit.

Sehr zurück treten hier die Erdmüsse und Erdbohnen. Ich habe sie nur in Bulki und Andau in beschränkter Umlänge gefunden. Dort, wo geeigneter Boden vorhanden ist, wie in Suliga, Ssagam, Ssodien, Marate, Gnameri, vertreibt die hier mit Vorteil gebaute Holze „Nyobe“ (s. u.), deren Stelle.

Wo hier Baumwolle vorhanden ist, findet man auch den Indigo und damit den Beweis, daß jene selbst versponnen und verwebt wird.

Als Heizmittel ist der Tabak zu erwähnen, von mir aber nur in Bulki und Gusefi festgestellt.

Als besonders seltene Kornform ist dann die als „Tige“ bezeichnete Hirseart zu erwähnen, welche ich nur einmal, und zwar in Ssagam, gesehen habe. Von weitem hatte dieses Feld das Aussehen eines grünen Weizenfeldes mit seinen meterhohen Ständen. Als ich, besonders neugierig gemacht durch die etwa 5 ha umfassende Ausdehnung des Feldes, näher heran kam, sah ich die schon entwickelten kleinen Hirscholben und erfuhr, daß diese Frucht auf weniger guten Überflutungsböden das Musguari eriegt. Ich habe diese Art nirgends wieder aufzutreiben können.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Ufergebiet des Logone aufwärts haben manche Ähnlichkeit mit demjenigen des westlichen Grenzgebietes, jedoch sind sie durch die besseren Bodenverhältnisse bedeutend günstiger gestaltet.

„Musguari“-Wasser ist hier überall vorhanden, ebenso „Ngari“-Wasser. „Muti“ findet man in diesem Streifen in einiger Entfernung vom Flusse, wo der Boden leichter ist. Mais ist in geringem Umlange auch hier überall vertreten. Sesam habe ich nur in Bulki gefunden, ebenso „Sergari“.

Besonders auffallend ist dann auch hier die geringe Ausdehnung der Leguminosien, Bohnen, Erdmüsse und Erdbohnen. Ich habe schon bei der Besprechung des Landdreiecks zwischen Schari und Gbeji, wo ähnliche Verhältnisse bezüglich der trocknen Pflanzen vorliegen, darauf hingewiesen, daß die Eingeborenen den Mangel dadurch ausgleichen, daß sie den Ertrag des Hüßhans zum Ersatz des Fehlenden benutzen. Das Gleiche ist auch hier der Fall, soweit Bedarf vorliegt. Um übrigen wird hier die Fischzucht neben dem Korn zur Hauptnahrung, und durch sie wird in der Hauptsache das Bedürfnis nach Fett und Eiweißstoffen befriedigt. Die in jeder Hinsicht bestmöglichen Fangeräte, sowie die zahlreichen großen, für diesen Erwerb eingerichteten Kanus, das rege Leben in der Nachtzeit auf dem Wasser, das die trommelnden und lärmenden Fischer bei der Ausübung ihres Berufs erzeugen, lassen die große Bedeutung dieses Erwerbszweigs für die Eingeborenen dort erkennen.

Der Zwiebelanbau ist wenig verbreitet. Nur in Logone habe ich ihn gefunden, wo der reichere Besitzler sich diese mühsame Bewässerungskultur neben dem Hüßhans noch erlauben kann.

Tabak habe ich hier ebenfalls nur in geringem Umlange festgestellt.

Die wilde „Najia“ wurde überall genutzt, wohl für manchen kleinen Fischer die Hauptnahrung neben seinen Fischen. Der wilde Keit tritt in dem nördlich von Muffier gelegenen Stromland auf. Südlich dieses Ortes habe ich ihn nicht feststellen können.

Der Bannholzbaum ist überall verbreitet. Er tritt naturgemäß an den Orten, welche auf dem Gang des Uferlandes nach dem Binnenlande zu liegen, mehr in den Vordergrund. Im Logone war er zwar ziemlich stark vertreten, aber sonst war er sichtlich

Muffier in den Uferortschaften nur sporadisch. Der Wert der Fische erlaubt eben auch den Anbau dieses Produkts aus den Baumwollgebieten. Doch es aber nicht ganz fehlt, bereitet der auch überall vorhandene Indigobau, den man des Verkaufs wegen in diesen Fischereigeieten sicher nicht baut.

Zur Charakterisierung der Verhältnisse am Logone aufwärts.

Ich habe diese nicht selbst kennen gelernt. Nach den Berichten der Eingeborenen tritt aber dort im allgemeinen wenig Änderung ein. Die Bevölkerung ist allerdings bis an die Grenze der Musgum-Gebiete nicht so zahlreich. Der den Fluß begleitende Uferstreifen mit den eben geschilderten landwirtschaftlichen Verhältnissen wird durch das nähere Herantreten des Ferkibodens bedeutend schmaler.

Im vorliegenden habe ich die landwirtschaftlichen Anpflanzungen und ihren Anbau nur in Umrissen geschildert, da ich die ins einzelne gehende Beschreibung speziellen Arbeiten vorbehalten möchte, wozu es längerer Studien bedarf.

5. Viehzucht. Es ist nun noch auf die Viehzucht einzugehen, die zu beobachten mir allerdings nur in sehr geringem Umlange gelungen ist. Zur erfolgreichsten Arbeit auf diesem Gebiete bedarf es einer längeren Beschäftigung mit der Materie, als sie auf einer solchen Reise möglich ist, zumal die Erbsenheit der in der Hauptsache das Vieh besitzenden Schwas schon an und für sich ungemein Schwierigkeiten macht. Dazu kam, daß auf der Höhe der Trockenzeit sämtliche Züdlungen der Schwas leer waren, da die Weidner mit ihren Herden sich auf der Wanderschaft nach den Sommerweiden befanden.

Aus den von der Residentur Muffier angestellten statistischen Erhebungen über die Viehbestände geht hervor, daß der in diesen liegende Wert sehr groß ist. Der Vießig konzentriert sich in der Hauptsache in den Händen der Schwas. Der größte Teil der Manuri-Dörfer ist nicht im Besitz von Großvieh, das hier durch Schafe und Ziegen erzieht wird. Größere Vießiger können bis zehn Kühe ihr eigen nennen. Überschritten wird aber diese Zahl sehr selten; die Mehrzahl bleibt vielmehr darunter und erstreckt sich eines Vießiges von nicht mehr als 1 bis 3 bis 5 Haupt. Das ist verständlich, da der Manuri Vießiger als der Schwa. Davon zeugen die Dörfer, deren Häuser aus Lehm aufgebaut sind und deren Schutz durch (jezt allerdings grüntestliche verfallene) Mauern und Gräben erstreckt wurde. Der Manuri liebt es nicht, mit seinen Herden herumzuziehen. Das ist aber unter den jetigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit, während der Trockenzeit größere Herden zu ernähren. Der einzelne Schwa kann 30 bis 40 bis 100 Stück Großvieh sein eigen nennen. Seine ganze Lebenshaltung ist auf die Viehzucht zugeschnitten. Sein Haus hat einen bedeutend größeren Umlang als das der anderen Eingeborenen und dient ihm und seinem Vieh in der Regenzeit als Unterschlupf. Es ist aber nur aus Strohmatte hergestellt und daher von geringer Haltbarkeit, dem Wanderer im entprechend nicht für lange Zeit berechnet; es kann aufgegeben werden, sobald irgendeine Schwierigkeit den Wohnort unweidlich macht. Ein Schwa-Dorf sieht daher stets in höchstem Grade schmüggig aus, ebenso wie seine Bewohner. Sind so die Hauptwohnhäuser schon wenig erfreulich für unser Auge, so sind es die provisorischen Niederlassungen in den Weideregionen, fernab von der sogenannten Heimat, noch weniger. Einfache, aus den starken Halmen des Musguari zusammengelegte, dreht auf dem Boden gestellte runde Schwaedächer, um



die Viehtrakte herumgruppiert, sind vielerorts der einzige Unterlauf. Man kann sich daraus einen Begriff von dem hier herrschenden Schmutz, der Fliegenplage usw. machen. Den Schmutz belästigt das aber nicht weiter. Er ist genau so schmutzig wie sein Dorf, und besonders eine Weiber flarren vor Schmutz, da ihnen die gesamte Arbeit der Viehpflege, des Melkens usw. zufällt, während der Mann eigentlich nur den Hirten spielt. So stören und diese Eindrücke sind, so lassen sie hinwiederum auch den günstigen Rückschluss zu, daß der Schmutz eben nur seinem Vieh leht. Das bestätigt das Aussehen der Herden. Man findet keine Rede an den Tieren. Täglich sorgliche Säuberung hält das Vieh von dieser Plage frei. Die Herden folgen dem Hirten auf Juraß und geben so das beste Zeugnis von der zutraulichen Behandlung. Der Ackerbau ist meistens auf das absolut nötige Maß eingeschränkt, da alles Interesse der Viehzucht gewidmet ist, zum Teil aber auch wohl aus Faulheit; denn die Frauen sind schon mit der Versorgung des Viehes und dem notwendigen Früchtaufbau beschäftigt. Ein vermehrter Ackerbau würde daher die Arbeit des Mannes im erhöhten Maße voraussetzen. Es ist verständlich, daß er sich dazu schwer entschließt, denn die Hirten-tätigkeit ist denken. Es entspricht dem Empfinden dieser Menschen, daß der Mann damit, sowie als streitbarer Beschützer seines Viehes, genügend Arbeit leistet. Die Herden enthalten kein reinrassiges Vieh. Wenn auch das Schmutz-Rind überwiegt, ein dem Faltbe-Rind sehr ähnliches Tier, mit verhältnismäßig großem Buckel, seinem Horn und mittelstarken Knochenbau, so findet man auch Bororo-Rinder mit dem karaktistischen langen, gekrümmten Horn. Magari- (g.)v. Vornschäbe mit kurzen kräftigen, häufig nach unten gebogenen Horn, Bares-Bullen und Schien als Trag-tiere mit sehr langem und sehr starkem Horn. Die letzteren sind allerdings verhältnismäßig selten. Ihre Heimat liegt in den englischen Fischadelfändern.

Ich glaube nicht, daß die verschiedenartige Zusammenfügung der Viehstände irgendwelcher bestimmten Zuchtergebnis entspricht. Wohl kennt der Schmutz verschiedene Nutzungswert der Tiere, die Gemischtart des Schmutz-Rindes in der Trockenzeit, die Härte des Bororo-Rindes, die Vorzüge des Bares-Bullen in der Arbeit usw., aber diese Eigenschaften haben ihn nicht veranlaßt, nun dementsprechend bestimmte Zuchtstrichungen zu verfolgen; dafür ist die Zusammenfügung mancher Herden zu maßlos. Wie sich die Kaufgelegenheit bot, hat der kaufkräftige Besitzer seinen Viehstand durch Ankauf vermehrt, dem Gedanken folgend, daß die Anzahl der Stühe seine Größe und Bedeutung bestimme.

Die Viehhaltung ist eine reine Weidewirtschaft. In der Regenzeit, wo sich überall Gras genug findet, hält sich der Schmutz mit seinen Herden dort auf, wo er seine — sojungen — festen Wohnsitz hat. Die in dieser Zeit sehr starke Mistkopplage hält er von sich und dem Vieh dadurch ab, daß er in seinem Hause, in dem auch seine Herde während des nachts untergebracht wird, händiges Feuer mit gedrohtem Dung unterhält, dessen heißer Rauch die Mistlos von ihm, der inmitten der Herde mit seiner ganzen Familie isst, und seinen Kühen wenigstens etwas verdrängt. Dort, wo sich während der Regenzeit auch vereinigt findet, hält der Schmutz sein Vieh während des Tages im Hause und weidet es nur des Nachts, wie z. B. in Sakaani am Fischadsee, in Düs, einen Tagemarisch westlich Ufiji.

In der Trockenzeit, wo die Weiden verholzt sind und durch Brennen für Nachwuchs Platz geschaffen ist,

die fehlende Feuchtigkeit aber den Graswuchs verhindert, wandert der Schmutz mit seinen Herden in die Weidegebiete und verbringt in provisorischen Heimstätten hier die Trockenzeit.

Das Hauptgebiet der Viehzucht, d. h. die Regenzeit-wohnsitz des Schmutz, liegen im Gulfi-Sultanat. Im übrigen sind die Siedlungen der Hauptviehbesitzer teilweise auf den kleinen Sandbürgen des Zentralgebirges, teilweise an dessen Abhängen, wo Erhebungen des Bodens Wasserfreiheit in der Regenzeit gestatten, verteilt. Diese Gruppierung um das Überflutungsgebiet herum beweist, daß dieses mit seinen Trockenzeitweiden, die wir am ausgebreitetsten an den bei Djiße und Kuteleha befindlichen Seen finden, ein Hauptmoment für die Erhaltung der Viehherden ausmacht. Man kann wohl sagen, daß es unter den jetzigen Verhältnissen der reinen Weidewirtschaft, „conditio sine qua non“ ist. Darauf weist auch hin, daß in der Trockenzeit große Herden Groß- und kleinrind aus englischen Gebieten, aus weiten Entfernungen hierher kommen und gegen eine Abgabe von 1 v. S. der Stückzahl an den betreffenden Lambo die Weiden benutzen. Dies ist von größter Wichtigkeit für jene sonst in landwirtschaftlicher Beziehung unproduktive Gebiete, worauf ich noch zurückkommen werde.

Als weiteren Zweig der Großviehzucht treibt nun der Schmutz auch Pferde zucht mit ein bis zwei Stuten, selten mit mehr. Da er mit diesem Teil seines Viehes erst recht heimlich ist, da die Sultanen mit Augen nach guten Pferden blicken und sie auch zu bekommen wissen, war es mir nur möglich, dort etwas zu beobachten, wo ich zufällig darauf stieß, aber in die Hauptinberührung geriet. Als beständiger Beobachter ist mir, daß sich manche brauchbare Zuchtstute unter dem Material befindet und darunter häufiger Tiere von schwerem Typus, niedrig gestellt, mit kräftigerer Brust und Knochengeriß, als wir im allgemeinen in Adamaus zu sehen gewohnt sind. Wenn ich auch nicht verkennen will, daß es zur Bewinnung eines einwandfreien Arleis längeren Aufenthaltes und intensiver Beobachtung bedarf, so glaube ich doch darauf hinweisen zu dürfen, daß sich manche von diesen Pferde-stuten zur Mantlierzucht eignen würde. Ich gehe dabei von dem Standpunkt aus, daß damit zwar nicht Erfolg europäischer Pferdezüchter gezogenen Mantliern zu vergleichen wird, daß aber auch die zu erwartenden leichteren Tiere ihre sehr großen Vorzüge haben würden gegenüber den jetzigen Produkten der Pferde zucht. Und zwar einestheils als Reittier in Tiefgelegenen, dann als solches in den bergigen, feinnigen Gegenden Adamaus, z. B. Banjos, als Beförderungsmittel an der Küste und schließlich als Jangtier für leichtere Transporte und die landwirtschaftlichen Arbeiten, bei denen Ochsen zu ungelent sind, und endlich auch als Trag-Mantlier, statt des kleinen, nur zwei Lasten befördernden Fieis. Die Härte der Fufe, die gäbe Konstitution und nicht zuletzt die Unempfindlichkeit gegen unangemessene Behandlung, welche dem Bajiard vom Vater vererbt werden, das sind Eigenschaften, welche auch den zu erwartenden, nicht gerade Hiesigen ihrer Art darstellenden Mantliern eigen sein und sie vor dem jetzigen Pferdmaterial auszeichnen würden. Man sehe sich die jetzigen Reitpferde an der Küste bezüglich ihrer Widerstandsfähigkeit an, man beobachte die in Ghoru in Bagen und Maschinen gewehr gefahrenen Pferde, für deren Auswahl doch wahrlich genügend Material dort zur Verfügung steht, dann wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß das vollständige Pferd Adamaus als Reitpferd nur mit einigem Erfolg ver-



wendung finden kann in nicht zu extremen, d. h. ihm ungewohnten Verhältnissen und bei einigermaßen sachverständiger Behandlung.

Ist die Großzucht so in der Hauptsache Arbeitssache des Schua, so ist die Haltung von Hegen und Schafen allen Eingeborenen eigen. Wo genügend Nahrung vorhanden ist, findet man auch in der Hand des Stauri oft eine große Anzahl Kleinvieh, wie z. B. in Jessa-Jessa nahe Wama. Doch hat auch hier noch im allgemeinen der Schua den Vorrang. Habe ich doch in Kameri, einer kleinen Schua-Zieltung, neben etwa 100 Stück Großvieh mindestens 500 Haupt Kleinvieh gesehen.

Von jeder Art kommen zwei verschiedene Rassen vor, die sich durch ihre sehr unterschiedliche Größe auffallend unterscheiden.

Als besonderer Zweig der Viehhaltung ist die Straußenhaltung zu erwähnen. Soweit mir möglich war festzustellen, konzentriert sich diese auf ein kleines Gebiet am Schari unterhalb Gufesi in der dortigen Schua-Länder. Das Gebiet zugleich ist der Teil des Landes, in welchem die Zierfische sehr groß und die Zucht anderen Viehes daher fast ganz ausgeschlossen ist. Die Verbreitung der Zierfische ist hier so stark, daß es mir, im Falle Zucht, auf meiner Fahrt von Gufesi stromab nach Wambama, ohne Wokstonei nicht möglich war, mich dieser Zuchtangerei zu erwehren; und selbst unter dem Weg wurden die Mittagstunden zur Lual. In Erten, wo diese Zierfische nicht vorkommen, habe ich die Straußenzucht nicht gefunden und auch häufig auf meine Frage die Antwort erhalten, daß sie nicht beliebt ist. Wir haben sie also in der Hauptsache als Produkt der besonders der Viehzucht ungünstigen Verhältnisse aufzufassen. Das ist verständlich. Wir dürfen doch im allgemeinen annehmen, daß die Arbeit des Eingeborenen in jenen Gebieten in erster Linie, wenn nicht einzig und allein, Vertriebung der Lebensbedürfnisse bedingt. Das er genügend zu essen und ausreichende Kleidung, dann und seine Bedürfnisse befriedigt. Zu diesem Ende verhielt ich aber die Rindviehzucht ganz besonders lieb, da sie ihm in der Wildnis einen großen Teil der nötigen Nahrung bietet. Von der Straußenzucht hat er nur die jährliche Gebühreinnahme, für deren Wert er aber nicht so leicht die erwünschte Nahrung eintauschen kann, wie sie ihm aus der Rindviehhaltung als Neben-nahrung zuließe.

Eine eigentliche Straußenzucht gibt es im Deutschen Gebiet nicht. Der auch diesen Zweck der Viehzucht in vorwiegendem Maße pflegende Schua kauft auf französischen Gebieten eingetragene wilde Straußenküken zum Preise von 1 bis 3 \$, je nach Alter, und zieht sie groß. Zergeweihe Zuchtwahl ist bei diesen, 80 bis 100 cm großen Küken natürlich nicht möglich. Eine Paarung der erwachsenen Tiere findet in der Gefangenhaft nicht statt, wie mir wiederholt berichtet wurde. Ob das auch in derselben Generation noch nicht durchführbare vollständige Gewöhnung des Tieres an die Gefangenhaft oder auf die Folgen des übermäßigen Nupfens zurückgeführt werden muß, konnte ich aus den Mitteilungen der Eingeborenen nicht feststellen. Es ist aber sicher, daß diese Gründe in erheblichem Maße von Einfluß sind.

Die Haltung der Strauße ist eine reine Weidehaltung. Neben von 20 Stück und mehr, die einem Dorfe gehören, kann man in den Wildnisbeständen von mehreren halbwüchsigen Jungen gebildet sehen. Nur zur Hauptzeit pferdt der Weiser eine Strauße einzeln in etwa 4 cm große Mattenstüben und gibt ihnen hier neben den Wätern einzelner Wildbäume auch ein geringes Viehfutter von Korn und

Spezeln, um sie dadurch etwas zahmer zu machen. Nach dem Nupfen der auf den Vogel verfaulten Federn, was des Weises wegen sicher häufig viel zu früh ausgeführt wird, gehen die vollkommen nackten Tiere wieder auf die Weide. Nur ihrer harten Konstitution ist es zu danken, daß sie bei der grauenhaften Behandlung sowie bei den Angriffen der Insekten auf den nackten runden Körper nicht eingehen. Die Einreibung des Vogels mit Fett ist kaum als ausreichendes Gegenmittel anzupreisen.

Der von einer Federnernte erzielte Ertrag beläuft sich auf 5 bis 6 \$ für die großen und 2 bis 3 \$ für die kleinen Federn eines Vogels. Das ist ein sehr geringer Ertrag, wenn man die Federpreise süd-afrikanischer Vögel in Betracht zieht, welche pro Jahr pro Individuum 100 bis 120 \$ ergeben können. Das ist aber nicht zu verwundern. Vollkommen wilde Vögel, ohne Wahl gefangen und aufgezogen, bei extensiver Haltung auf Wildweide ohne regelmäßige gute Fütterung, können nichts anderes erbringen. Man darf daher auch nicht den Schluss ziehen wollen, daß die Straußenzucht in jenen Gebieten unrentabel sein muß. Die Erfolge Südafrikas sind durch vierzigjährige, angepaßte Arbeit erzielt worden.

Zum Schluß der beschriebenen Arbeit habe ich noch kurz auf die Kugbäume einzugehen.

Die Waldwirtschaft ist nicht groß. Klima und Bodenverhältnisse sind ihr nicht günstig. Das Ufer-moos an Feuchtigkeit im Überschwemmungsgebiet in der Regenzeit läßt, abgesehen von den Gummiarten, kein anderes Baumwachstum zu. In den anderen Gebieten sind außer einer Anzahl Bäume, deren Früchte bzw. Wätere als Obst oder Gemüse Verwendung finden, folgende Anpflanzungen vorhanden: „Lundehi“ (sul.), der Lieferant des früher exportierten guttaperahaltigen Produktes*); die beiden mapof-Lieferanten „Djocul“ und „Bantai“ (sul.), der für die Häberei überall Verwendung findende „Gabe“ (sul.), sowie die häufig wachsende Palmenart „Tsheh“ (kan.), „Wali“ (sul.).

Der Guttapercha-Lieferant kommt überall vor, jedoch nur in einzelnen Exemplaren. In den Überschwemmungsgebieten findet man ihn nur auf den Hügel. Er ist vielfach als Schattenbaum gepflanzt, wozu er dank seiner weit ausladenden Krone auf niedrigem starken Stamm sehr gut geeignet ist. Das ist auch in der Hauptsache wohl der Grund, weshalb man ihn so häufig innerhalb der Ortstafeln findet. Daß eine ausgedehnte Anpflanzung des Baumes zur Guttaperchalieferung stattfindet, habe ich dort nicht mehr feststellen können. In den Wambama-Ländern war es eine Zeitlang der Fall. Jetzt hat die Anpflanzung aufgehört.

Von den Klapf-Lieferanten habe ich den „Bantai“, den wichtigsten der beiden Arten, nur in Wuffi und Hnake in einzelnen Exemplaren gesehen. Er kommt meines Wissens überhaupt nie in Gruppen, geschweige denn bestandbildend vor.

Anders der „Djoc“. An der Westgrenze, von Watorl an, sah ich ihn in kleinen lichten Beständen, welche keinen anderen Baum enthielten. Er kommt in zwei Arten vor, welche sich durch die Form der Klapfen sehr deutlich unterscheiden. Weder ist er so infolge des Sittens der Klapfen am Baum bei der Reife und des dadurch bedingten weiten Verkreuzens der Welle für die Klapf-Gewinnung von geringer Bedeutung.

*) Dieses hat mit der echten Guttapercha nichts zu tun.



Der Färbbaum „Gadde“ (sul.) kommt von Bama bisu. Vortori an überall vor, wo das Wasser nicht zu hoch wird.

Die Palmenart „Jeseff“ liefert in ihren Blättern ein sehr begehrtes Holzprodukt für die Mattenfabrikation. Sie liebt nur ganz leichten Boden. Ich habe sie daher zuerst bei Günteri auf den dort erwähnten, aus leichtem Sand bestehenden Flächen zahlreich vertreten gefunden. Sie tritt dann ferner auf am Vogone und vereinzelt in Stabe und Baia.

Die vorhergehenden Säume auf den extremgearteten, den Überschwemmung in der Regenzeit und der Dürre in der Trockenzeit unterliegenden Böden sind aber die Gummi-Akazien: „Landaheh“ (sul.), „Tschilade“ (sul.) und „Bartalohi“ (sul.). Sie sind in dem ganzen fraglichen Bezirk verbreitet. Nur an den Stellen, wo keine Überschwemmungen auftreten, vermehrt man sie.

Fassen wir nun noch einmal das Ausgeführte zusammen und betrachten das Material vom Standpunkt der Frage: „Was bringt das Land an Exportprodukten hervor?“

Außer den reinen Nahrungspflanzen — dazu gehören die Stornarten, die verschiedenen Kakaobänrüchte usw., welche wohl selbst keinen Exportwert haben werden — sind als solche zu betrachten: Baumwolle, Reis, Getreide, Sesam, Wollweide, Erdbohnen, Zwiebeln, Tabak, Kaffee, Gummiarabikum und Vieh.

Von diesen Produkten ist noch auszuscheiden der Tabak. Die extremen Klimaverhältnisse lassen die Erzeugung eines europäischen Inzucht genügenden Vorrates als ausgeschlossen erscheinen.

Ebenso wird der Maisbau keine Bedeutung gewinnen können; solche hat er für den Eingeborenen auch nur auf den schwereren Böden am Vogone.

Der Reis- und Sclambau sind nur außerordentlich sporadisch vertreten. Sesam liebt den schweren Überschwemmungsboden nicht, sondern will einen mittleren Boden haben. Ob die Reisböden für den Maisbau Bedeutung gewinnen können, kann nur beurteilt werden, wenn man die Wasserverhältnisse zu anderen Gelegenheiten gehabt hat. Der Boden selbst würde jedenfalls ausgezeichnet für diese Kultur geeignet sein.

Die Kugelmüthen finden nur in einem Teile des Landes auf den leichteren Böden zuzugende Verhältnisse.

Die Bewässerungskultur der Zwiebeln und des Weizens kann wegen ihrer räumlichen Beschränkung auf die wenigen Wasserstellen nie eine sehr große Bedeutung gewinnen; sie mag später einmal für die Deckung des Bedarfs in Teilen des Schutzgebietes herangezogen werden können.

Anderes ist es mit der Baumwollkultur. Sie findet stellenweise die ihr zuzugende Bedingungen.

Von den Baumprodukten ist der gute Kaffee nicht in nennbaren Beständen vorhanden. Eine Anforchtung dürfte in diesem an Kulturböden nicht reichlich geeigneten Gebieten kaum in Betracht kommen.

Einen wirklichen Reichtum stellen aber die Gummi-Akazien-Wälder vor.

Überblicken wir diese Zusammenstellung und ziehen die Ausführungen über Boden und Klimaverhältnisse mit heran, so kann man sich der Übergangung nicht verschließen, daß hier ganz extreme und nicht gerade günstige Verhältnisse vorliegen. Der größte Teil des Bezirks scheidet für die intensive Ackerwirtschaft, soweit sie sich jetzt überleben läßt, aus; die übrigen Gebiete sind in ihrer Güte sehr wechselnd. Die wirklich brauchbaren Böden sind selten. Ich bin daher der

Ansicht, daß das Schwergewicht der Tschadsee-Länder nicht im Ackerbau zu suchen ist, sondern in der Viehzucht. Nur der Baumwollbau verdient dort eine Förderung, wo der Boden es zuläßt; das — allerdings in nicht allzu ausgedehnten Gebieten — mit Erfolg gesehen kann, wird dadurch bewiesen, daß der Eingeborene stellenweise diese Kultur benutzt, um seine sonstigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Es ist aber bestimmt anzunehmen, daß er dazu keine Frucht heranzieht, die unsicher in ihren Erträgen ist.

Bezüglich der wirtschaftlichen Förderung der Tschadsee-Länder, wie ich sie hier gekennzeichnend habe, möchte ich nun folgende Vorschläge machen.

Die dortigen ungünstigen Grundlagen des Ackerbaues lassen es nicht angebracht erscheinen, für seine Entwicklung jetzt schon besondere Aufwendungen zu machen. Ich halte es für richtig, wenn die vom Gouvernement in Adamaoua aufgenommene Berufstätigkeit nach ein paar Jahren Rücksichten ergeben hat, an deren Hand eine erfolgreiche Arbeit möglich ist, diese Tätigkeit auch auf die Tschadsee-Länder auszu dehnen. Wenn auch nicht identisch, so haben doch diese und Adamaoua auch manches gemeinsam, was ermöglicht, viele Erfahrungen dann später zu benutzen, so daß die Verarbeitung dieser wirtschaftlich nicht günstigen Gebiete ohne Anwendung vieler Mittel möglich ist.

Statt dessen halte ich es aber für dringend notwendig, der Viehzucht schon jetzt eine sorgende Hand zu geben. Dafür liegen zwei Wege offen. Entweder beschränkt man sich auf die Pflege der Bestände an Großvieh oder man löst gleichzeitig die Frage einer möglichst zahlreichen Vermehrung und einer rationelleren Haltung. Für die erste Tätigkeit würde die Stationierung eines Tierarztes in den Tschadsee-Ländern angebracht sein, welcher mit der Seuchenbekämpfung, Weidung usw. ein weites Feld erfolgreichen Schaffens hätte. Diese Arbeit läßt sich nicht von Garia aus bearbeiten, da die Entfernungen zu groß sind. Davon würden beide Gebiete nichts haben. Und im übrigen ist auf den scheinbar Schonen nur dann ein Einfluß zu gewinnen, wenn man, in ständiger Fühlung mit ihm, sein Vertrauen gewinnen kann.

Der zweite Weg wäre die Anlage einer Versuchs- wirtschaft für Viehzucht, welche durch Züchtung und sorgfältige Haltung, in den schlechtesten Futterzeiten Stallhaltung, eine Rekrutierung für den Schwa werden müßte. Eine solche Anlage, die einem speziell als Viehzüchter ausgebildeten Landwirt zu unterstellen wäre, würde die Anstellung eines Tierarztes nicht ausschließen, da die in dem großen Viehbesitz stehenden Werte die Sicherung durch veterinäre Beobachtung, systematische Seuchenbekämpfung usw. nötig erdienen lassen. Würde diese Lösung der hier ruhenden Aufgaben gewollt werden, so ließen sich durch Weidung der Station mit zwei Beamten die in der Baumwollkultur nötigen Maßnahmen gleichzeitig erledigen. Der Ausbau dieser Anlagen in einzelnen, die Organisation, würden sich am besten aus sorgfältiger vorhergehender Prüfung der Verhältnisse ergeben.

Die der Rindviehzucht gewidmete Fürsorge hätte den großen Vorteil, daß sie die fruchtbareren Reisböden, welche momentan infolge der Wasserverhältnisse nur zu einem verschwindend kleinen Teile durch Ackerbau genutzt werden, durch Ausnutzung der Weiden produktiv macht. Es ist eine außerordentlich erprobenswerte Aufgabe, das auch nach anderer Richtung hin zu versuchen. Die Überschwemmung der zentral gelegenen Reisböden läßt sich deutlich in zwei verschiedene Perioden teilen. Die erste Überschwemmung



tritt ein durch die Regenmengen, welche in dem schwereren Boden nicht versickern können, sowie durch das von den Bergen in die Täler herunterkommende Wasser. Am Ausgang der Regenzeit geht diese Überschwemmung, deren Wassermassen gelb sind, zurück, da der Erosion des durch Verdunstung und Verdünnung verschwindenden Wassers nicht entsprechend erfolgt. Jetzt ist aber inzwischen durch Zusammenwirken der aus dem Schari-Vogone aus den reicheren Regenmengen der Quellgebiete stammenden Wassermassen der Erosion im Steigen begriffen, und seine rüchtaudenden Wassermengen, von denen der Eingeborene sagt, sie seien schwarz, verursachen die zweite Überschwemmung, welche erst wieder abflaut, wenn die Regenzeit lange vorüber ist und die starke Verdunstung das Wasser verzehrt. Es dürfte sich empfehlen, diesen regelmäßigen Wasserbewegungen aufmerksam Beobachtung zu schenken. Die in den tief eingeschnitteneren Wasserläufen rüd-

stehenden Wasser des Fischbisses sollten meines Erachtens durch Staunwerke so geregelt werden können, daß man ihr Zutreten in der Damm hat, und sie benutzen kann, um von Dämmen umgebene Reisfelder zu bewässern. Ich bedaure, nicht in der Lage zu sein, erstere Vorschläge zu machen, da ich die nötigen Unterlagen bei meiner kurzen Anwesenheit nicht zu schaffen vermochte. Die zu erzielenden Vorteile, welche eine derartige Ausbarmachung dieser fruchtbarsten Böden an geeigneten Stellen haben würden, lassen es aber gerechtfertigt erscheinen, die Stationen zu ersten Regelbeobachtungen usw. an verschiedenen Stellen zu veranlassen.

Wenn ich dann noch auf die Ausnutzung der Gummiazielenwälder im Zusammenhange hinweise, glaube ich die zur Zeit möglichen Aufschließungsarbeiten gekennzeichnet zu haben.

Übersicht über die Bewegung des Handels des Schutzgebiets Kamerun im I. Viertel des Kalenderjahres 1913 im Vergleich mit dem Handel im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

(Vgl. „Deutsches Kol. Bl.“ 1913, Nr. 20, S. 899 ff.)

Benennung der Warengruppen	Zu I. Viertel 1913	Zu I. Viertel 1912	Zunahme	Abnahme
	Wert M.	Wert M.		
A. Einfuhr.				
I. Erzeugnisse des Landbaues und der Forstwirtschaft sowie der zugehörigen Nebengewerbe:				
a) Körner- und Hülsenfrüchte	496 791	447 312	49 479	—
b) Anollengewächse, Gemüse und Früchte	190 848	83 261	17 587	—
c) Kolonial-Verzehrgegenstände, Gemüsmittel	409 645	326 563	83 082	—
d) Getränke (außer Mineralwasser)	365 708	320 899	44 809	—
e) Samen, lebende Pflanzen und Futtermittel	2 682	3 257	—	575
f) Tierpflanzen	1 016	199	817	—
g) Erzeugnisse der Forstwirtschaft	117 834	84 156	33 678	—
Zusammen I	1 494 524	1 265 647	229 452	575
II. Tiere und tierische Erzeugnisse:				
a) Lebende Tiere	6 970	10 936	—	3 966
b) Fleisch und tierische Erzeugnisse aller Art	985 049	871 614	113 435	—
Zusammen II	992 019	882 550	113 485	3 966
III. Mineralische und fossile Rohstoffe, Mineralöle	548 655	254 938	293 717	—
IV. Fabrikate aus Wachs, Fetten und Ölen	69 462	63 411	6 051	—
V. Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse (außer Schießbedarf und Sprengmitteln)	367 626	238 946	128 680	—
VI. Textil- und Filzwaren, Bekleidungsgegenstände usw. (außer Lederwaren)	2 665 745	2 297 983	107 762	—
VII. Leder und Lederwaren, Wadstuch, Kürschnerwaren	148 769	120 059	28 710	—
VIII. Gummi- und Gummifabrikate	12 461	13 298	—	837
IX. Holzwaren, Flecht- und Schnitzwaren	86 492	77 544	8 948	—
X. Papier- u. Pappwaren, literarische u. Kunstgegenstände	76 678	67 327	9 351	—
XI. Stein-, Ton- und Glaswaren	140 855	89 987	50 868	—
XII. Metalle und Metallwaren (außer Instrumenten, Maschinen und Waffen):				
a) Unbearbeitete Metalle und Halbzeug	122 972	67 514	55 458	—
b) Fabrikate	1 318 677	722 950	595 727	—
Zusammen XII	1 441 649	790 464	651 185	—
XIII. Instrumente, Maschinen und Fahrzeuge	347 459	308 171	44 288	—
XIV. Waffen und Munition	48 151	103 038	—	54 887
XV. Geld	568 090	631 342	—	63 342
Summe der Einfuhr im I. Viertel 1913	8 943 545	7 399 705	1 543 840	—
Zagegen im vorhergehenden Vierteljahr	9 808 515	—	—	—
Zunahme —, Abnahme	864 970	—	—	—



Benennung der Warengruppen	Im I. Viertel 1913		Im I. Viertel 1912	
	Wert M	Wert M	Wert M	Wert M

B. Ausfuhr.

I. Erzeugnisse des Landbaues und der Forstwirtschaft sowie der dazu gehörigen Nebengewerbe:				
a) Körner- und Hülsenfrüchte	6 447	—	6 447	—
b) Stollengewächse, Gemüse, Früchte	24 087	7 450	16 628	—
c) Koloniale Verzehrungsgegenstände u. Genussmittel	908 382	592 120	316 262	—
d) Ölfrüchte, Pflanzenöle, Wachs	1 521 478	1 433 736	87 742	—
e) Papierstoffe	1 135	19	1 116	—
f) Sämereien und lebende Pflanzen	130	2 070	—	1 940
g) Erzeugnisse der Forstwirtschaft	3 424 268	2 228 198	1 196 070	—
Zusammen I.	5 885 927	4 263 602	1 622 325	2 067
II. Tiere und tierische Erzeugnisse:				
a) Lebende Tiere	2 870	4 937	—	—
b) Tierische Rohstoffe	187 031	173 589	13 442	—
Zusammen II	189 901	178 526	11 375	—
III. Mineralische und fossile Rohstoffe	1 370	324	1 046	—
IV. Gewerbliche Erzeugnisse	13 160	13 658	—	480
V. Gold	—	2 202	—	2 202
Summe der Ausfuhr im I. Viertel 1913	6 090 367	4 458 312	1 632 055	—
Dagegen im vorhergehenden Vierteljahr	7 141 305	—	—	—
Zunahme +, Abnahme -	- 1 050 938	—	—	—

C. Gesamthandel.

Summe der Einfuhr und Ausfuhr im I. Viertel 1913	15 033 912	11 858 017	3 175 895	—
Dagegen im vorhergehenden Vierteljahr	16 049 820	—	—	—
Zunahme +, Abnahme -	- 1 915 908	—	—	—

Wichtigste Warenpositionen.

Benennung der Waren	Im I. Viertel des Kalenderjahres 1913		Im I. Viertel des Kalenderjahres 1912		Zunahme		Abnahme	
	Menge kg	Wert M	Menge kg	Wert M	Menge kg	Wert M	Menge kg	Wert M

A. Einfuhr.

Weis	1259 010	351 028	1351 057	337 026	—	13 102	92 047	—
Weis	62 554	15 267	8 344	2 191	54 210	13 106	—	—
Wehl	77 818	43 671	82 413	39 173	—	4 498	4 595	—
hardtrot	94 186	53 172	83 029	43 803	11 107	9 369	—	—
Sonstige Vahwaren	17 336	23 482	14 467	19 002	2 839	4 420	—	—
Zuder	92 856	57 473	42 492	32 649	50 364	24 824	—	—
Zakaf	136 547	197 837	110 381	175 517	26 166	22 320	—	—
Zakafabrikate	9 320	104 618	7 370	80 438	1 950	24 180	—	—
Süße Weine	55 150	63 127	40 451	42 737	14 699	48 430	—	—
Brantweine aller Art	223 782	155 415	284 866	171 861	—	—	61 084	16 446
Bier	146 711	99 313	122 783	80 518	23 928	18 795	—	—
Wen- und Nugholz	608 205	117 803	513 161	83 786	185 134	34 017	—	—
Fleisch und Fleischwaren	23 207	52 492	42 678	76 660	—	—	19 471	24 168
Fleischkonerven	103 955	174 158	76 087	117 299	27 868	56 850	—	—
Getrocknete Früchte	600 939	402 632	509 668	366 440	91 271	36 192	—	—
Nischlonerven	255 610	197 280	267 481	187 468	—	9 812	11 871	—
Eier, Milch, Sontg und sonstige tierische Nahrungsmittel	82 435	144 995	78 842	110 963	3 593	34 032	—	—
Zement	1513 045	101 576	1381 368	84 006	181 677	17 570	—	—
Zafz	1824 642	154 199	778 277	62 610	1046 365	91 580	—	—
Steinohlen, Brauntohlen, Kristalls	2896 690	131 719	1355 612	48 564	1541 078	83 155	—	—



Benennung der Waren	Im I. Viertel des Kalenderjahres 1913		Im I. Viertel des Kalenderjahres 1912		Zunahme		Abnahme	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
	kg	M	kg	M	kg	M	kg	M
Petroleum	225 683	99 172	250 063	38 732	—	60 440	24 380	—
Seifen aller Art	105 207	40 613	105 238	41 903	—	—	31	1 290
Häuslicher Dünger	870 840	168 374	681 419	104 083	89 421	59 341	—	—
Gewebe aus Baumwolle	393 108	1 437 711	453 208	1 812 211	—	—	60 100	374 500
Baumwollene Kleidungsstücke	153 168	813 976	94 495	439 802	58 673	374 174	—	—
Wollengarne und Wollwaren aller Art, halbwoollene Artikel	15 768	41 207	4 452	15 679	11 306	25 588	—	—
Garne, Stoffe, Leibwäsche, Kleider und Fußwaren aus Seide und Halbseide	3 479	21 017	1 207	18 675	2 272	2 342	—	—
Garne, Zwirne, Gewebe und Waren aus Leinen, Jute usw.	149 694	154 369	48 840	86 031	100 854	68 338	—	—
Pappe, Mägen, Papamentierwaren, Schirme, Filzwaren	10 806	85 407	17 685	103 564	—	—	6 879	18 257
Schuhe und Stiefel	13 878	90 961	8 541	58 957	5 337	32 104	—	—
Glas und Glaswaren außer Fenster- glas	38 663	81 390	32 450	60 487	6 213	20 903	—	—
Robeisen, eiserne Schienen, Stangen, Blöcke usw.	47 064	15 041	148 441	40 974	—	—	101 377	25 933
Stahlblech	286 478	90 895	367 492	111 905	—	—	81 014	20 920
Eisenwaren, nicht besonders genannt	2 286 760	1 056 788	630 545	483 940	1 656 215	572 848	—	—
Waren aus anderen unedlen Metallen	71 356	165 521	60 924	115 040	10 462	50 481	—	—
Feuerwaffen	380	22 518	438	69 382	—	—	—	58 46 864
Goldmünzen	—	—	1	2 000	—	—	—	1 2 000
Silbermünzen	2 831	560 000	3 852	629 342	—	—	1 021	69 342
Stupfermünzen	700	3 000	—	—	700	3 000	—	—

B. Ausfuhr.

Bananen, frisch und getrocknet	125 339	24 057	47 289	7 380	78 050	16 677	—	—
Jatrope	893 008	801 801	630 864	577 207	262 140	224 684	—	—
Stofnmüße	27 138	19 673	17 230	14 913	9 908	4 760	—	—
Palmerne	4 000 410	1 252 668	3 819 185	1 093 475	181 225	159 193	—	—
Palmböl	569 270	265 061	698 758	339 934	—	—	129 488	74 873
Palstmüße	7 516	1 096	2 478	327	5 043	769	—	—
Schmisse, Schütter	—	—	—	—	—	—	—	—
Wass- und Kappholz	6 103 335	306 387	1 546 384	117 153	4 616 951	180 234	—	—
Staudfisch	714 736	3 117 803	513 057	2 110 505	201 679	1 007 298	—	—
Eisendein	12 361	183 514	10 405	170 853	1 956	12 661	—	—

Deutsch-Südwestafrika.

Die Rohereinnahmen der Landesbahnen Südwestafrikas*)

	1912:	1913:
April	650 684 M	758 182 M
Mai	618 619 "	793 692 "
Juni	767 067 "	680 959 "
Juli	804 809 "	769 868 "

	1912:	1913:
August	834 851 M	787 032 M
September	796 336 "	818 649 "
Oktober	804 387 "	989 226 "
November	805 587 "	870 244 "
Dezember	630 233 "	843 436 "
Jan. 1913	678 532 "	818 000 "

zusammen: 7 391 105 M 8 129 288 M
gegen das Vorjahr mehr:
738 183 M = 10 v. H.

*) Vgl. „D. Kol. Bl.“ 1914, S. 62.

